

# ZEITSCHRIFT FÜR BAYERISCHE KIRCHENGESCHICHTE

---

80. JAHRGANG 2011



Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte ISSN 0342–4316

80. Jahrgang 2011

#### HERAUSGEBER:

Im Auftrag des Vereins für bayerische Kirchengeschichte: Rudolf Keller, Lehrberg (Aufsatzteil–Schriftleitung) · Gerhard Philipp Wolf, Pegnitz / Wolfgang Huber, Marburg (Rezensionen – Redaktion) · Dietrich Blaufuß, Erlangen (Rezensionen).

Die Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte erscheint jährlich. Der Bezugspreis beträgt 30 Euro. Mitgliedern des Vereins für bayerische Kirchengeschichte wird sie kostenlos abgegeben. Die Zeitschrift ist durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt beim Verein für bayerische Kirchengeschichte, Veilhofstraße 28, 90489 Nürnberg, E-Mail: vereinbkg@gmx.de.

Zuschriften, Anfragen und Manuskripte für den Aufsatzteil sind zu richten an Pfarrer Prof. D. Dr. theol. habil. Rudolf Keller, Obere Hindenburgstraße 42, 91611 Lehrberg (Tel. 09820/912500, Fax 09820/912555, E-Mail: DrRudolfKeller@web.de).

Anfragen und Besprechungsexemplare für den Rezensionsteil und Rezensionen-Manuskripte für die Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 2012 sind zu senden an Pfarrer Wolfgang Huber, Georg-Voigt-Str 89, 35039 Marburg, Tel.: 06421/23387, Email: wolfgang.huber@uni-versitaetskirche.de.

Bei unverlangt eingesandten Beiträgen und Rezensionsexemplaren kann keine Gewähr für Rücksendung bzw. Besprechung übernommen werden. Nach Erscheinen von Rezensionen erhalten die Verlage und die Rezensenten je zwei Belege.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Alle Urheber- und Verlagsrechte sind vorbehalten. Für alle Beiträge und Rezensionen tragen nach Form und Inhalt die Verfasser die Verantwortung.

Verlag: Verein für bayerische Kirchengeschichte · Veilhofstraße 28 · 90489 Nürnberg  
www.Landeskirchliches Archiv Nürnberg. Verein für bayerische Kirchengeschichte  
Druckerei: Erhardi Druck GmbH · Postfach 200165 · 93060 Regensburg

Buchbesprechungen

Redaktion: Gerhard Philipp Wolf / Wolfgang Huber

|   |                 |    |
|---|-----------------|----|
| 1. Allgemeine Kirchengeschichte / Universalgeschichte . . . . . | Nr. 1696–1717)  | ## |
| 2. Außerbayerische Territorialkirchengeschichte . . . . .       | (Nr. 1718–1725) | ## |
| 3. Bayerische Kirchengeschichte                                 |                 |    |
| 3.1. Übergreifend . . . . .                                     | Nr. 1726–1729)  | ## |
| 3.2. Bis 1500 . . . . .   | Nr. 1730–1732)  | ## |
| 3.3. 1500–1789 . . . . .  | Nr. 1733–1734)  | ## |
| 3.4. 19. Jahrhundert . . . . .                                  | Nr. 1735–1741)  | ## |
| 3.5. Zeitgeschichte / 20. Jahrhundert . . . . .                 | Nr. 1742–1748)  | ## |
| 3.6. Kunst / Archäologie . . . . .                              | Nr. 1749–1751)  | ## |

Besprochene Werke

|  |                     |
|--|---------------------|
| Ackermann/Schmid/Volkert (Hg.):<br>Bayern. Vom Stamm zum Staat. [FS Andreas Kraus] (Eberl) . . . . .                 | (Nr. 1728) . . . ## |
| Baumgart: Universitäten im konfessionellen Zeitalter (Köpf) . . . . .  | (Nr. 1706) . . . ## |
| [Birken]: Briefwechsel zwischen Birken und<br>Catharina Regina v. Greiffenberg (Blaufuß) . . . . .                   | (Nr. 1714) . . . ## |
| Blaufuß (Hg.): Wilhelm Löhe. Erbe und Vision (Koch) . . . . .  | (Nr. 1738) . . . ## |
| Blickle/Schmauder (Hg.):<br>Mediatisierung der oberschwäbischen Reichsstädte (Göbner) . . . . .                      | (Nr. 1723) . . . ## |
| Borst: Meine Geschichte (Fuchshuber-Weiß) . . . . .  | (Nr. 1697) . . . ## |
| Brecht: Adam Weiß – Der Crailsheimer Reformator (Huber) . . . . .  | (Nr. 1719) . . . ## |
| Burkhardt: Das Reformationsjahrhundert (Huber) . . . . .   | (Nr. 1704) . . . ## |
| Cordes: Hilaria evangelica academia [Reformationsjubiläum 1717]<br>(Hohenberger) . . . . .                           | (Nr. 1713) . . . ## |
| Dopsch/Freund/Schmid (Hg.):<br>Bayern und Italien [FS Kurt Reindel] (Eberl) . . . . .                                | (Nr. 1729) . . . ## |
| [Fink]: Kunstverlag Josef Fink/Lindenberg (Sammelrezension) (Wolf) . . .   | (Nr. 1749) . . . ## |
| Fix: Glaubensgenossen in Not (Dokumentation) (Zeiß-Horbach) . . . . .  | (Nr. 1746) . . . ## |
| Ganzer: Die religiösen Bewegungen im Italien<br>des 16. Jahrhunderts (Göbner) . . . . .                              | (Nr. 1708) . . . ## |
| Geiger: The Life, Work and Influence of Wilhelm Löhe (Blaufuß) . . . . .   | (Nr. 1739) . . . ## |
| Genthe: Auf Luthers Spuren (Wolf) . . . . .  | (Nr. 1751) . . . ## |
| Hägglund: Chemnitz – Gerhard – Arndt – Rudbeckius (Blaufuß) . . . . .  | (Nr. 1711) . . . ## |
| Hauschild: Suchet der Stadt Bestes [Hansestadt Lübeck] (Huber) . . . . .   | (Nr. 1718) . . . ## |
| Hein, Markus/Junghans (Hg.): Franz Lau (1907–1973) (Huber) . . . . .   | (Nr. 1725) . . . ## |
| Hein, Martin: Weichenstellungen der ev. Kirche<br>im 19. und 20. Jahrhundert (Huber) . . . . .                       | (Nr. 1743) . . . ## |
| Heinz/Faatz (Hg.): „Für die Erneuerung der Welt“.<br>Katholische Schüler im 2. Weltkrieg (Fuchshuber-Weiß) . . . . . | (Nr. 1717) . . . ## |
| Heißmann (Hg.): ...mitten unter euch.<br>200 Jahre Dekanat Windsbach (Keller) . . . . .                              | (Nr. 1748) . . . ## |
| Hohmann (Hg.): Chronik der jüdischen Schule zu Tann (Rhön)<br>(Fuchshuber-Weiß) . . . . .                            | (Nr. 1737) . . . ## |
| Hövelmann/Nitsche (Hg.):<br>Orte der Reformation – Nürnberg [Journal 1] (Wolf) . . . . .                             | (Nr. 1750) . . . ## |
| Hubel/Schneidmüller (Hg.): Aufbruch ins zweite Jahrtausend (Köpf) . . . . .  | (Nr. 1696) . . . ## |
| Hundsnurscher (Bearb.):<br>Investiturprotokolle der Diözese Konstanz [16. Jh.] I–III (Weiß) . . . . .                | (Nr. 1721) . . . ## |
| Jahrbuch für fränkische Landesforschung Bd. 69 (2009) (Fuchshuber-Weiß) (Nr. 1727) . . . ##                          |                     |
| Kaufmann: Geschichte der Reformation (Huber) . . . . .   | (Nr. 1699) . . . ## |
| Kemper/Schneider (Hg.): Goethe und der Pietismus (Blaufuß) . . . . .   | (Nr. 1715) . . . ## |
| Krauss: Evangelisch in München – Karl Buchrucker (Herz) . . . . .  | (Nr. 1741) . . . ## |

|  |                                  |
|--|----------------------------------|
| Laubach: Reichsvizekanzler Georg Simon Seld im Dienst<br>der Kaiser Karl V. und Ferdinand I. (Weber) . . . . .                                   | (Nr. 1707) . . . ##              |
| [Lorenzkirche Nürnberg]: Evang.-Luth. Kirchengemeinde<br>St. Lorenz (Hg.): St. Lorenz in Nürnberg (Wolf) ® s. [Fink] . . . . .                   | (Nr. 1749) . . . ##              |
| Lorentzen: Bugenhagen als Reformator der öffentlichen Fürsorge (Wolf) .  | (Nr. 1703) . . . ##              |
| Marahrens: Zur Lage der Kirche. Die Wochenbriefe (Keller) . . . . .  | (Nr. 1724) . . . ##              |
| Melanchthon: Melanchthons Briefwechsel/ Bd. T 10,<br>Bd. T 11, Bd. T 12 (Keller) . . . . .   | (Nr. 1700,<br>1701, 1702) . . ## |
| Meyer: Die Christianisierung Frankens [Sankt Kilian] (Fuchshuber-Weiß)   | (Nr. 1730) . . . ##              |
| Michel/Straßberger (Hg.): Eruditio – Confessio – Pietas (Sommer) . . . . .   | (Nr. 1710) . . . ##              |
| Müller: Die Würzburger Judengemeinde im MA (Fuchshuber-Weiß) . . . . .   | (Nr. 1732) . . . ##              |
| Paulus: Das Pfalzgrafenamnt in Bayern (Eberl) . . . . .  | (Nr. 1731) . . . ##              |
| Reitzenstein: Lexikon fränkischer Ortsnamen (Wolf) . . . . .   | (Nr. 1726) . . . ##              |
| Roepke (Hg.): St. Paul Odessa (Wolf) ® s. [Fink] Rez. . . . .  | (Nr. 1749) . . . ##              |
| Rosenstock (Bearb.): Die unterfränkischen Judenmatrikeln von 1817<br>(Fuchshuber-Weiß) . . . . .   | (Nr. 1736) . . . ##              |
| Rymatzki: Hallischer Pietismus und Judenmission (Blaufuß) . . . . .  | (Nr. 1722) . . . ##              |
| Santifaller: Das Trientner Domkapitel [...] im späten MA (Eberl) . . . . .   | (Nr. 1698) . . . ##              |
| Scheible: Kurfürst Ottheinrich (Huber) . . . . .   | (Nr. 1705) . . . ##              |
| Schmid (Hg.): Die Säkularisation in Bayern 1803 (Eberl) . . . . .  | (Nr. 1735) . . . ##              |
| Schmidt: Virtuelle Büchersäle. Lektüre und Zensur gelehrter<br>Zeitschriften an der römischen Kurie 1665–1765 (Marti) . . . . .                  | (Nr. 1712) . . . ##              |
| Slenczka, Björn: Das Wormser Schisma der Augsburger<br>Konfessionsverwandten (Keller) . . . . .  | (Nr. 1709) . . . ##              |
| Sommer: Friedrich Veit. Kirchenleitung zwischen<br>Kaiserreich und Nationalsozialismus (Schneider) . . . . .                                     | (Nr. 1744) . . . ##              |
| Tittmann: Haßfurt. Der ehemalige Landkreis (Eberl) . . . . .   | (Nr. 1742) . . . ##              |
| Töllner: Eine Frage der Rasse? (Blaufuß) . . . . .   | (Nr. 1747) . . . ##              |
| Uhrmann: Das Herzogsschwert der Fürstbischöfe von Würzburg (Eberl)   | (Nr. 1733) . . . ##              |
| Volkmar: Die Heiligenerhebung Bennos von Meißen (1523/1524) (Eberl)  | (Nr. 1720) . . . ##              |
| Vordermayer: Antisemitismus und Judentum<br>bei Clemens Brentano (Fuchshuber-Weiß) . . . . .   | (Nr. 1716) . . . ##              |
| Wenz: Hegels Freund und Schillers Beistand.<br>Friedrich Immanuel Niethammer (Keller) . . . . .  | (Nr. 1740) . . . ##              |
| Wenz: Friedrich Immanuel Niethammer (1766–1848).<br>Beiträge zu Biographie und Werkgeschichte (Keller) . . . . .                                 | (Nr. 1740) . . . ##              |
| Wüst (Hg.)/Riedl (Red.): Aufbruch in die Moderne?<br>Bayern, das Alte Reich und Europa an der Zeitenwende um 1800<br>(Fuchshuber-Weiß) . . . . . | (Nr. 1734) . . . ##              |
| Zeiß-Horbach: Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus (Huber) . . . . .   | (Nr. 1745) . . . ##              |

### 1. Allgemeine Kirchengeschichte / Universalgeschichte (Nr. 1696–1717)

Hubel/Schneidmüller (Hg.): Aufbruch ins zweite Jahrtausend (Köpfe) (Nr. 1696 – Borst: Meine Geschichte (Fuchshuber-Weiß) (Nr. 1697) – Santifaller: Das Trientner Domkapitel [...] im späten MA (Eberl) (Nr. 1698) – Kaufmann: Geschichte der Reformation (Huber) (Nr. 1699) – [Melanchthon]: Melanchthons Briefwechsel/ Bd. 10, Bd. 11, Bd. 12 (Keller) (Nr. 1700, 1701, 1702) – Lorentzen: Bugenhagen als Reformator der öffentlichen Fürsorge (Wolf) (Nr. 1703) – Burkhardt: Das Reformationsjahrhundert (Huber) (Nr. 1704) – Scheible: Kurfürst Ottheinrich (Huber) (Nr. 1705) – Baumgart: Universitäten im konfessionellen Zeitalter (Köpfe) (Nr. 1706) – Laubach: Reichsvizekanzler Georg Simon Seld im Dienst der Kaiser Karl V. und Ferdinand I. (Weber) (Nr. 1707) – Ganzer: Die religiösen Bewegungen im Italien des 16. Jahrhunderts (Gößner) (Nr. 1708) – Slenczka, Björn: Das Wormser Schisma der Augsburger Konfessionsverwandten (Keller) (Nr. 1709) – Michel/Straßberger (Hg.): Eruditio – Confessio – Pietas (Sommer) (Nr. 1710) – Hägglund: Chemnitz – Gerhard – Arndt – Rudbeckius (Blaufuß) (Nr. 1711) – Schmidt: Virtuelle Büchersäle. Lektüre und Zensur gelehrter Zeitschriften an der römischen Kurie 1665–1765 (Marti) (Nr. 1712) – Cordes: Hilaria evangelica academica [Reformationsjubiläum 1717] (Hohenberger) (Nr. 1713) – [Birken]: Briefwechsel zwischen Birken und Catharina Regina v. Greiffenberg (Blaufuß) (Nr. 1714) – Kemper/Schneider (Hg.): Goethe und der Pietismus (Blaufuß) (Nr. 1715) – Vordermayer: Antisemitismus und Judentum bei Clemens Brentano (Fuchshuber-Weiß) (Nr. 1716) – Heinz/Faatz (Hg.): „Für die Erneuerung der Welt“. Katholische Schüler [...] im 2. Weltkrieg (Fuchshuber-Weiß) (Nr. 1717).

HUBEL, ACHIM / SCHNEIDMÜLLER, BERND (Hg.): Aufbruch ins zweite Jahrtausend. Innovation und Kontinuität in der Mitte des Mittelalters (= Mittelalter-Forschungen 16). Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag, 2004. 360 S., geb., 32 Abb. u. Karten. – ISBN 3-7995-4267-8.

Die bayerische Landesausstellung des Jahres 2002 in Bamberg, die an den Herrschaftsbeginn Kaiser Heinrichs II. (1002–1024) vor tausend Jahren erinnern sollte, hat ein wissenschaftliches Kolloquium angeregt, dessen Ergebnisse zum größten Teil im vorliegenden Band gesammelt sind. Nachdem zwei Jahre zuvor der Beginn des dritten Jahrtausends nach Christus viel Aufmerksamkeit der Historiker, zumal der Mediävisten, auf die vermutete Bedeutung des Jahres 1000 gelenkt hatte, wurde die Bamberger Tagung unter das Thema: „Aufbruch ins zweite Jahrtausend?“ gestellt. Im Titel des vorliegenden Bandes ist aus der Frage allerdings eine Behauptung geworden, die sich eine Überprüfung gefallen las-

sen muss. Bereits die kurze Einleitung (der überarbeitete Text des Eröffnungsvortrags) Bernd Schneidmüllers stellt aber die Frage wieder her („Aufbrüche ins zweite Jahrtausend?“) und nimmt die Antwort vorweg: „Um es gleich zuzugeben: Heinrich II. hatte wohl kaum entscheidenden Anteil an einem gloriosen Aufbruch ins zweite Jahrtausend.“ (S. 13); „Man wird dem Wechsel vom ersten zum zweiten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung kaum den Charakter einer umstürzenden Zeitenwende zubilligen.“ (S. 14).

Unter den elf abgedruckten Vorträgen sind zunächst zwei ganz verschieden vorgehende Studien der allgemeinen Frage nach einem Auf- oder Umbruch um das Jahr 1000 gewidmet. Klaus van Eickels („Zeitenwende oder Mitte des Mittelalters? Lebens- und Ordnungsvorstellungen im Umbruch des 11. Jahrhunderts“, S. 15–30) stellt der in Deutschland üblichen Dreigliederung (Früh-, Hoch-, Spätmittelalter) die im übrigen Europa bevorzugte Zweiteilung mit der Annahme einer Zäsur im späten 10.

oder frühen 11. Jh. gegenüber. Für dieses Gliederungsprinzip führt er neben dem „Ende des Dualismus von Christentum und Heidentum in Europa“ (S. 18) und dem dadurch gegebenen Wegfall äußerer Feinde drei Momente der inneren Ordnung an: 1. das Wirken des Königtums als „Ordnungsmacht“, „als Garant der weltlichen Ordnung“ (S. 20–25), 2. die „Verselbständigung der Kirche“, d.h. ihre rasche Wandlung „von einer missionierend-werbenden zu einer herrschend anordnenden Institution“ (S. 25–28), und 3. „die Ausbildung neuer familiärer Strukturen im Adel der europäischen Reiche“ (S. 28f). Demnach erlebten die Menschen um das Jahr 1000 „das Ende einer Zeit“: der bisherigen Bedrohung von außen und Instabilität im Inneren (S. 29). Die Überlegungen des Vf. sind zwar anregend, in ihrer Allgemeinheit freilich kaum überzeugend. Bereits der Hinweis auf die Kreuzzüge und die fortwährenden Kämpfe im Osten widerlegt die Vorstellung, nach der Jahrtausendwende habe die Politik vor allem noch das Ziel gehabt, „den Frieden zu gestalten“ (S. 19). – Die Fragwürdigkeit solch allgemeiner Argumente und zugleich der französisch-westeuropäischen Zweiteilung des Mittelalters deckt Hans-Werner Goetz in einem auf die Erforschung der Gesellschaftsgeschichte gerichteten Beitrag auf („Gesellschaftliche Neuformierungen um die erste Jahrtausendwende?“, S. 31–50). Die Zweiteilung hat in der vor allem an Strukturen interessierten französischen Geschichtswissenschaft eine längere Tradition, wurde aber – im Kontext einer intensiven Diskussion – 1989 von Guy Bois in seiner Monographie „La mutation de l’an mil“ durch die Behauptung einer „feudalen Revolution“ um 1000 wirkungsvoll zugespitzt. Bois entwickelt seine These an dem Dorf Lournand im Mâconnais, nördlich von Cluny, argumentiert aber, wie Goetz zu Recht betont, weniger auf dem Wege der „Mikrohistorie“, sondern in einem „hochtheoretischen Essay“, der „auf (unbewiesenen)

Voraussetzungen“ beruht (S. 36). In seiner umfassenden Auseinandersetzung vor allem mit der französischen Literatur kommt Goetz zu dem Ergebnis: „Insgesamt gibt es demnach keinerlei Anzeichen für einen größeren sozialen Wandel in allen Teilen Europas, der damit nicht gänzlich geleugnet werden soll, doch um 1000 jedenfalls anscheinend keine überwältigenden Ausmaße annahm.“ (S. 49) Und: „Nichts spricht bislang dafür, dass es wirklich gelingt, um 1000 überall einen sozialen Wandel zu entdecken.“ (S. 50)

In den folgenden neun Beiträgen versuchen Spezialisten, mehr oder weniger auf das Gesamtthema bezogen Wandlungen und Neuerungen um das Jahr 1000 auf ihren Arbeitsgebieten herauszuarbeiten. Cord Meckseper (S. 51–72) nennt an der seit 1010 erbauten Kirche St. Michael in Hildesheim verschiedene „bauliche Innovationen“ (S. 51), z.B. die sog. „ausgeschiedene“ Vierung (S. 53), an der Burg den Wohnturm (S. 57), an der Bischofsstadt gewisse „ganzheitliche Merkmale“ (S. 57). Zusammenfassend stellt er die Neuerungen unter die vagen Begriffe „einer ganzheitlichen Bauauffassung“ und „Ausdifferenzierung von Ganzheitlichkeit“ (S. 59). Bezeichnend ist übrigens, „dass der skizzierte Wechsel der Architekturauffassung in keiner zeitgenössischen Schriftquelle dezidiert angedeutet oder gar diskutiert erscheint“ (S. 61). – In einem materialreichen, dichten Überblick behandelt Frank G. Hirschmann den „Ausbau der Kathedralstädte im frühen 11. Jahrhundert“ (S. 73–116), wobei er zunächst Mauerbauvorhaben, Dombauten sowie Stifts-, Kloster- und Hospitalgründungen in den damals bestehenden 40 Kathedralstädten des Deutschen Reichs vorstellt, sodann nach von den Bauherren vorgegebenen „gestalterischen Leitlinien“ fragt (S. 95) sowie die Rolle von Bischöfen, aber auch von Klerikern ihrer Umgebung, von Herrschern und – selten – anderen Personen (Adeligen, Juden) als Bauherren thematisiert (105). Abschließend fasst er

knapp zusammen, in welchen Kathedralstädten sich im frühen 11. Jh. besonders stark Ausbaumaßnahmen feststellen lassen (S. 112–116). – Einen geschichtlich noch weiter ausholenden Überblick über „Münzprägung, Silberströme und Bergbau“ – zugleich eine sehr aufschlussreiche Einführung in diesen Themenkreis – bietet Heiko *Steuer* (S. 117–149). Erst im letzten Abschnitt seiner Ausführungen geht er näher auf den „Umbruch um 1000“ ein, den er als „Innovationsschub“ bezeichnet (S. 138). – Die Tatsache, dass von 1002 bis 1018 zahlreiche Kriege zwischen Heinrich II. und dem Polenherzog *Boleslaw Chrobry* stattfanden, erweckt Interesse an der Errichtung neuer Burgen in jener Zeit. Joachim *Henning* behandelt dieses Thema besonders mit den Mitteln der Archäologie und der Dendrochronologie (S. 151–181). – Lässt sich auch in der bildenden Kunst eine Zäsur um 1000 feststellen? Bernd Mohnhaupt (S. 183–203) bemüht die von Wolfgang *Kemp* und anderen in die Kunstgeschichte eingeführte rezeptionsästhetische Betrachtungsweise und untersucht an drei Werken – der 1015 gegossenen Hildesheimer Bronzetur, einer Wiener Elfenbeintafel mit der Himmelfahrt Christi aus dem späten 10. Jh. und der Wandmalerei in der Basilika St. Georg auf der Insel Reichenau – die Rezeptionslenkung mit dem Ergebnis, dass „sich gerade in der ottonischen Kunst um 1000 derartige Innovationen häufen“, die dem Betrachter „Rezeptionsvorgaben“ liefern (S. 195). – Aus der gelehrten Literatur greift Wolfgang *Haubrichs* (S. 205–226) die um 1007/08 in erster Redaktion im ottonischen Frauenkloster Quedlinburg entstandenen, lateinisch geschriebenen „Quedlinburger Annalen“ heraus und weist die in ihnen verarbeiteten Stoffe der germanischen Heldensage nach. – In den gängigen deutschen Literaturgeschichten wird die Auffassung vertreten, die dünne schriftliche Überlieferung volkssprachiger Literatur reiße mit dem Erlöschen des Karolingergeschlechts am Beginn des 10. Jh.

ab und erlebe erst anderthalb Jh. später, in der zweiten Hälfte des 11. Jh., einen Wiederbeginn. Dieser Vorstellung widerspricht Rolf *Bergmann* in seinem Überblick: „Die Emanzipation der Volkssprache im Lichte der Überlieferungsgeschichte“ (S. 227–257). Er kommt zu dem Ergebnis: „Die Lücke deutschsprachiger Überlieferung von anderthalb Jahrhunderten (ca. 900 bis ca. 1050) existiert nicht, insofern aus dem 10. und frühen 11. Jahrhundert Textdenkmäler und vor allem Glossierungen und Glossare handschriftlich überliefert sind.“ (S. 240) Dabei handelt es sich allerdings um zweisprachige Texte; auch „im 11. Jahrhundert und bis weit ins 12. Jahrhundert hinein ist die volkssprachige Überlieferung mehr oder weniger eng in die lateinische eingebettet [...]. Den eigentlichen »Aufbruch in die Schriftlichkeit«, den »volkssprachlichen Literarisierungsprozeß«, bringt erst das 13. Jahrhundert.“ (S. 242) – In den Bereich von „Wissenstransfer und Wissensformen“ führt Volkhard *Huth* (S. 259–282), der an zwei berühmten Objekten – dem Bamberger »Sternenmantel Kaiser Heinrichs II.« und einem Vers auf dem heute in Paris aufbewahrten Basler Antependium – einen „Eindruck davon [...] vermitteln“ möchte, „mit welcher Art von Wissens- und Rationalitätskultur man im Umfeld Heinrichs II. zu rechnen hat.“ (S. 281) – Im letzten, besonders umfangreichen Beitrag untersucht Ekkehart *Rotter*, von einer zwischen 1007 und 1024 geschriebenen Bamberger Handschrift der „Historia Romana“ des Landolfus Sagax mit der ersten schriftlichen Erwähnung des Propheten Mohammed in Deutschland ausgehend, die „Wahrnehmung der muslimischen Welt im deutschen Reich des 11. Jahrhunderts“ (S. 283–344).

Wer sich vom Titel des Bandes leiten lässt und in ihm nach Erkenntnissen über eine einschneidende Bedeutung der Wende vom ersten zum zweiten Jahrtausend nach Christus sucht, der wird schwerlich befriedigt werden. Das ist nicht überraschend; denn runde Jahreszahlen sind künstlich ge-

bildete Zäsuren, die in der geschichtlichen Wirklichkeit selten eine wichtige Rolle spielen. Aber auch die Regierungszeit Heinrichs II. erweist sich als arm an – wemöglich durch den Herrscher angeregten – weiterwirkenden Neuerungen. Wer jedoch die Beiträge als Einblicke in bestimmte Bereiche der mittelalterlichen Lebenswirklichkeit vor, während und nach der Herrschaft Heinrichs ohne Fixierung auf den Gedanken an eine „Zeitenwende“ liest, der wird durch sie reich belehrt werden. Das gilt nicht nur von den kirchengeschichtlich unmittelbar bedeutsamen Arbeiten etwa über Bischofsstädte, Kirchenbauten oder Bildwerke mit biblischen Motiven, sondern selbst über scheinbar so fernliegende Themen wie Heiko *Steuers* Überblick über die materiellen Grundlagen der Geldwirtschaft. Der aufmerksame Leser findet auch hier manche kirchengeschichtlich wichtige Informationen. Bedauerlich ist allerdings, dass ein Beitrag fehlt, der kirchengeschichtliche Aspekte jener Zeit im Zusammenhang

[1696]

Ulrich Köpf

BORST, ARNO: Meine Geschichte. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Gustav *Seibt*. Lengwil: Libelle Verlag, 2009. 124 S., geb. – ISBN 978-3-905707-26-7.

„Meine Geschichte“ umfasst die ersten zwei Drittel des Buches. Hierauf folgt der Wiederabdruck eines Textes, der die Autobiographie von Borst ergänzt, erstmals erschienen in der FAZ vom 5. Mai 1995. Er vereint die Aufzeichnungen des 20jährigen Unteroffiziers, der das Kriegsende 1945 in Norditalien erlebte, mit den Reflexionen des 70jährigen Emeritus von 1995. Der von dem unerfahrenen jungen Burschen lakonisch im Landserjargon verfasste Bericht mischt sich mit der rückblickenden Einschätzung des hochgelehrten Historikers. Daraus entsteht ein ganz besonderes Zeit-

zeugendokument, das der kriegsbegeisterten Naivität der HJ-Generation den kritischen Spiegel eines von zivilen Werten bestimmten Nachkriegsbewusstseins entgegenhält und so den 8. Mai 1945 als den „Beginn einer Geschichte menschlichen Zusammenlebens“ deuten kann – weit entfernt vom staatsmännischen Habitus einer Politikerrede. Ein ausführliches Nachwort des Hg. Gustav *Seibt* beschließt den Band. *Seibt*, von Borst promovierter Publizist und Kulturwissenschaftler, war bis zu dessen Tod eng und freundschaftlich mit ihm verbunden. Borst vertraute ihm Ende Februar 2005 einen Ausdruck seiner „Geschichte“ an, die sich nach seinem Tod 2007 als Datei auf seinem PC fand. Bei der Herausgabe in Buchform waren nur „winzige Versehen“, wie *Seibt* schreibt, auszubessern. – Auch der Verlag meldet sich zu Wort und berichtet auf dem hinteren Deckblatt, auf welch besondere Weise Buch und Verlag zueinander fanden.

Die Autobiographie verbindet die persönliche Lebensgeschichte des 1925 in Unterfranken geborenen Borst, deren Anfänge bis zum Beginn des Studiums 1945 in die „Familiengeschichte“ eingeflochten sind, in der Folge mit zehn weiteren Zweigen der Geschichtswissenschaft, in denen der Vf. geforscht und veröffentlicht hat. Der Textaufbau zeigt, wie die Mehrdeutigkeit des Titels zu verstehen ist: Possessivpronomen und Nomen „Meine Geschichte“ beziehen sich auf die Lebensgeschichte des Vf., auf das Fach Geschichte, das er als seines empfindet, und auf die ihm eigentümliche Art, Geschichte zu betreiben. Kunstvoll sind die drei Geschichtshorizonte ineinander verwoben, gleichzeitig sind vertikal die verschiedenen Lebenskreise, Arbeitsfelder und Werke Borsts darein geflochten. Diese Art Polygramm spiegelt die Gesamtexistenz des Vf. und erzeugt gleichzeitig einen besonderen intellektuellen Reiz. Die Sprache beeindruckt durch ihren Schliff und ihre Verdichtung. Leichtthin aufgebauete Gegensätze werden in der Schwebe ge-

halten und überraschend wieder aufgelöst, stimmige Bilder ersetzen Umschreibungen. – Aufgrund des originellen Aufbaus, der kunstreich gewirkten Binnentextur und des unverwechselbaren Sprachgestus überträgt die „Geschichte“ die Autobiographien anderer gelehrter Zeitgenossen bei weitem.

Borsts außerordentliche Bedeutung als Mediävist steht längstens fest, die epochemachende Wirkung seiner Werke ist durch vielfache Auflagen im öffentlichen Bewusstsein verankert. Auch die besondere Schreibkunst, die sie prägt, ist bekannt. Dies wurde durch hohe Auszeichnungen bestätigt, ebenso durch die Aufnahme des Vf. in hochkarätige wissenschaftliche Gremien und Stiftungen. Horst *Fuhrmann* und Rudolf *Schieffer* haben es in ihren Nachrufen kenntnisreich gewürdigt.

Auch in vielen Textstellen der „Geschichte“ wird spürbar, was Borst an Exzellenz für die Wissenschaft geleistet hat, wenn er z. B. auf seine Bücher innerhalb der Fachzweige und Lebenskreise eingeht. Gleichwohl reflektiert er seine Stellung und Leistung stets bescheiden und sachbezogen. Die Hochschulorte Göttingen, Münster, Erlangen und Konstanz waren nacheinander die Stationen, wo er tätig war und bleibende Standards setzte. Treffend charakterisiert er akademische Lehrer wie Percy Ernst *Schramm* und Herbert *Grundmann* sowie Weggefährten und Freunde, darunter der geschätzte Waldemar *Besson*, die den akademischen Weg prägten und begleiteten. Immer wieder streift er kurz das Verhältnis zu seinen Studenten – ein Professor, der nicht Lehrbuchwissen vermitteln, sondern achtsames historisches Arbeiten und historisches Bewusstsein lehren wollte.

Seine Rückblicke verraten eine genaue, analytische Beobachtungsgabe, die die subjektive Perspektive nicht scheut. Manches wird mit subtiler Ironie, manches in anekdotischer Zuspitzung vorgetragen, manches auch mit Skepsis beurteilt, doch nie fehlen Respekt und Taktgefühl. Dabei hätte es für ihn angesichts der „bleiern“

1970er Jahre genügend Anlass zur Polemik gegeben, als er sich vom wissenschaftlichen Dogmatismus, der sich in der Sozialgeschichte breitgemacht hatte, abgestoßen fühlte und unter den erratischen Sprüngen der Bildungspolitik litt. Folgerichtig trat er damals den Rückzug an, 1990 endgültig als Emeritus.

Der bei Borst typische Einklang von äußerem Lebensweg, innerer Haltung und dem Habitus als Historiker ist in der Autobiographie besonders deutlich zu spüren. Deshalb zeichnen gerade auch persönliche Aspekte die „Geschichte“ aus. Der Ton wird sehr persönlich und wahrhaftig, sobald eigene Gefühle und Empfindungen zum Ausdruck kommen. Eine melancholische Grundstimmung durchzieht diese Passagen, doch klingt darin eher die bewusste Absage an die vordergründige Geschäftigkeit, die Enge und die Zwänge des Wissenschaftsbetriebs an als die resignative Entsagung eines Wissenschaftlers. Konsequenterwidmet Borst sich denn auch im nachuniversitären Leben mit Unterstützung gelehrter Gesellschaften wie den *Monumenta Germaniae Historica* und der Heidelberger Akademie selbstgewählten mediävistischen Themen, vorrangig angesiedelt im Bereich von Zeit und Zahl. Grundlagen- und Quellenforschung beschäftigen ihn. Das häusliche Arbeitszimmer in Konstanz wird zum Schaffensmittelpunkt. Er bewältigt, auf sich gestellt und ohne den Hilfsapparat eines Lehrstuhls, ein ungeheures Arbeitspensum. Seine Vitalität, so „zerbrechlich“ er sie auch empfindet, hilft ihm dabei. Liebevoll steht ihm seine einfühlsame, aufgeschlossene Frau Gudrun zur Seite.

Immer wieder reflektiert er sein Verständnis von mittelalterlicher Geschichte und vom historischen Arbeiten. Das Bestreben ist, historisches Geschehen „aus einer anthropologischen Mitte“ heraus zu begreifen. Dabei ist ihm Dietrich *Bonhoeffer* ein wichtiges Vorbild, der sich „allen Arten von Ideologie“ widersetzte. Ebenso wichtig ist der dialogische Ansatz – kon-

kret wie auf der historischen Metaebene. Als nach dem Abschied aus der Universität die Diskussionen mit Kollegen und Studenten weniger werden, wendet er sich anderen ‚Gesprächspartnern‘ zu. Er führt seine „Totengespräche“ – die Toten hätten „mehr mitzuteilen und weniger einzuwenden“. Eine besondere geistige Nähe fühlt er seit 1975 zu *Hermann dem Lahmen*, vor fast 1000 Jahren Benediktinermönch im Kloster Reichenau. Der Gelähmte, der einst die ihm auferlegten Grenzen von Ort und Zeit durch seinen Schaffensdrang und seine Geisteskraft überwand, wird ihm zu einer Art „Vorbild“ für die eigene Lebensform. Wie Hermann schlägt er immer wieder eigenwillig und hartnäckig neue Wege ein, übersteigt souverän Fachgrenzen und besitzt gleichzeitig die Fähigkeit, loszulassen. Der geistige „Ritt in andere Gefilde“ beflügelt ihn – wie Hermann ein Universalgelehrter.

Es fällt schwer, Borsts „Geschichte“ angemessen zu würdigen. Sie ist sein Vermächtnis, und jede Einschätzung bleibt hinter ihrer Qualität zurück. Am nächsten kommt ihr das Nachwort des Hg. Gustav Seibt. Kongenial ergänzt es das letzte Werk des verstorbenen akademischen Lehrers und Freundes. Es gehört unbedingt mit zur Lektüre.

Denkt man über den Adressatenkreis des Buches nach, lassen sich drei Gruppen skizzieren. Zunächst ist das Buch selbstredend eine spannende, vertiefende „Begleit- lektüre“ zu den wissenschaftlichen Arbeiten Borsts (Katharer, Ideengeschichte der Sprachtheorien, Nürnberger Sebaldulegenden, mönchisches Leben im Mittelalter, Geschichte des Kalenders usw.), daher ist es Kirchen- und Kulturhistorikern, Theologen und Mediävisten sehr zu empfehlen. Wer sich für den Wissenschafts- und Universitätsbetrieb, speziell in der Mediävistik, in der 2. Hälfte des 20. Jh.s interessiert, wird es ebenfalls mit viel Gewinn lesen. Schließlich gilt die Empfehlung all den Zeitgenossen, die bewusst mit der Ge-

schichte als dem integrativen Bestandteil ihrer *conditio humana* leben wollen. Die „Geschichte“ wird sie berühren und inspirieren. [1697]

*Elisabeth Fuchshuber-Weiß*

SANTIFALLER, LEO: Das Trientner Domkapitel in seiner persönlichen Zusammensetzung im späten Mittelalter (Mitte 14. Jahrhundert bis 1500). Aus dem Nachlass hg. und mit einer Einleitung versehen von Klaus *Brandstätter* (= Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs, Band 9). Bozen: Verlagsanstalt Athesia, 2000. 198 S., br. – ISBN 88-8266-053-2.

Die in den 30er Jahren erarbeiteten Biographien der Trientner Domherren wurden veröffentlicht, weil die Forschung von Emanuele *Curzel* die Trientner Domherren bis 1348 biografisch erfasst hat und die Arbeiten Santifallers in der Erforschung der Domkapitel methodisch entscheidende Weichenstellungen gegeben haben. Von den ursprünglich 500 erfassten Domherren wurden durch zeitliche Begrenzung auf das Spätmittelalter in vorliegender Arbeit nur 300 berücksichtigt. Die Bedeutung des österreichischen Gelehrten Santifaller für die Domkapitelforschung und speziell für die Trientner wird in der Einleitung umfassend beschrieben. Nach der Darstellung der Forschungsentwicklung werden die Biographien der Domherren geboten, die alphabetisch nach ihren Familiennamen geordnet sind. Wichtig sind dabei die in vielen Fällen vorangestellte kurze Zusammenfassungen der Familiengeschichten. Die zahlreichen Bezüge zu Schwaben und die hohe Anzahl von Domherren bürgerlicher Herkunft überraschen dabei. Die wertvolle Arbeit endet mit einer chronologischen Auflistung der Domherren, einer chronologischen Aufstellung der Dignitäre, einer Übersicht ihrer Herkunftsdiözesen, einem

Quellen- und Literaturverzeichnis sowie einem Orts- und Personenregister. Die Forschung hat mit diesem Werk ein wertvolles Arbeitsinstrument an die Hand bekommen, für dessen Erscheinen man dankbar sein muss.

[1698]

Immo Eberl

**KAUFMANN, THOMAS:** Geschichte der Reformation. Frankfurt und Leipzig: Verlag der Weltreligionen im Insel Verlag, 2009. 954 S., geb., zahlr. sw. Abb. – ISBN 978-3-458-71024-0.

An Reformationsgeschichten herrscht kein Mangel. Gleichwohl halten Interessierte angesichts der (freilich mittlerweile umstrittenen) fundamentalen Bedeutung dieser Epoche immer wieder neu Ausschau nach Büchern, die lebendig, zuverlässig und kritisch präsentieren, wie es in den Augen der aktuellen Forschung „eigentlich gewesen ist“. Dieses Werk aus der Feder des Göttinger Kirchenhistorikers (Jg. 1962), der von 1996 bis 2000 den Lehrstuhl für Neuere Kirchengeschichte an der Universität München innehatte, beeindruckt schon von seinem Äußeren her: Es erscheint in einer prominenten religionsgeschichtlichen Reihe, die sich an die gebildete Allgemeinheit richtet. Und es handelt sich trotz des opulenten Seitenumfanges um einen kleinformatigen, schönen Band auf Dünndruckpapier, zu dem man auch nach der ersten Lektüre noch gerne greifen wird. – Kaufmann nutzt den Raum, um schlaglichtartig von wichtigen Einzelphänomenen oder hervortretenden Akteuren zu erzählen, sehr anschaulich etwa vom Gang der frühen städtischen Reformationen in Wittenberg und Zürich, von Demonstrationen gegen Symbole und Repräsentanten der traditionellen Kirchlichkeit, wie sie beispielsweise in Magdeburg stattfanden. Flugschriftenverfasser aus dem Laienstand wie (aus dem heutigen Bayern) der Nürnberger Rats-

schreiber Lazarus *Spengler*, der Augsburger Organist Bernhard *Rem*, die altbayerische Adelige Argula von *Grumbach* werden porträtiert, genauso Kämpfer für die Papstkirche wie Johannes *Cochläus* oder Humanisten wie *Hutten* und *Erasmus*. Natürlich kommen auch *Karlstadt*, der den (ebenfalls ausführlich dargestellten) „linken Flügel“ der Reformation nachhaltig inspirierte, und der als Rädelführer des Bauernkriegs von den Wittenbergern überschätzte Thomas *Müntzer*, aber auch Melanchthon, Zwingli und die Straßburger Theologen ihrer Bedeutung angemessen vor. Die fundamentalen Auseinandersetzungen um die Autorität der Heiligen Schrift und die kirchliche Hierarchie, um Zwang, Gewissensfreiheit und Gewalt, um Taufe und Abendmahl werden eindrücklich vor Augen geführt. – Protagonist der Darstellung bis 1521/22 ist natürlich *Luther*, dessen öffentlichkeitswirksame Schriften immer wieder ausführlicher referiert werden. Doch Kaufmann hält bei aller spürbaren Sympathie historische Distanz. Seine Darstellung ist wohl tuend klar und gelassen. Sie ist weder apologetisch darum bemüht, Luthers Gegenwartsbedeutung zu unterstreichen, noch darauf fixiert, vermeintliche, von Luther selbst oder seinen Verehrern gestrickte Legenden auflösen zu müssen. Kaufmann schildert den Wittenberger Universitätsprofessor in der eskalierenden *causa* mit der Papstkirche als „Opfer und Täter“ zugleich. Ohne Martin Luther, ohne sein radikales, (wie bei seinem „Vorläufer“ Jan *Hus*) in der „Liebe zur Kirche“ wurzelndes, überaus effektvolles theologisch-publizistisches Engagement wäre der bis ins Alltagsleben hineinreichende „Umbruch“ der Reformation nicht denkbar. – Kaufmann ordnet die vielen einzelnen Phänomene, Geschehnisse und Details auf verschiedenen Handlungsebenen und Lebensbereichen stets souverän und reflektiert in die Zusammenhänge ein. In seiner Einleitung (S. 11–32) thematisiert er engagiert die Frage nach der Kontinuität zu den Reformationsbemühungen des Spät-

mittelalters, nach ihrer umstrittenen Zugehörigkeit zu Mittelalter oder Neuzeit und nach ihrer internationalen und ökumenischen Dimension. Im ersten Hauptteil (S. 33–151) skizziert er die politisch-rechtlichen, ökonomisch-sozialen, geistes- und mentalitätsgeschichtlichen sowie (hier bereits im Blick auf Luther) die theologischen „Voraussetzungen der Reformation“. Das größte Gewicht bildet natürlich der zentrale Teil II (S. 153–608), der die „Reformation im Reich“ von 1517 bis zum Augsburger Reichstag 1530 bzw. zur Wittenberger Konkordie 1536 beschreibt. Der Vf. beschränkt sich also bewusst auf den Rahmen des römisch-deutschen Reiches, von dem auch die Ereignisdynamik für ganz Europa ausging – im Unterschied etwa zu neueren Darstellungen aus dem englisch-amerikanischen Raum von Diarmaid *MacCulloch* (Reformation. Europe's house divided, 1490–1700. London 2003; deutsch: München 2008) bzw. Thomas *Brady* (German histories in the age of reformations, 1400–1650. Cambridge 2009). Diese dehnten den jedenfalls für Deutschland etablierten historiographischen Begriff aus und subsumierten unter ihn auch den der Konfessionalisierung. – Im dritten Hauptteil mit dem Titel „Die Unwiderruflichkeit der Reformation“ (S. 609–709) beschreibt Kaufmann neben ihrem Ausbau in Städten und Territorien die Spannungen im Reich bis zum Schmalkaldischen Krieg 1546/47, den „langen Weg zur katholischen Reform“ bis zum Konzil von Trient sowie die Auseinandersetzungen um das Interim bis zum Augsburger Religionsfrieden von 1555. Er schließt diesen Teil mit einem Abschnitt über die entstehenden „Konfessionskulturen“, die Deutschland „stärker als jedes andere europäische Land“ spalteten und bis in die individuellste Ebene hinein „elementare Aspekte des menschlichen Daseins auf je ihre Weise regulierten und gestalteten“ (S. 708). Ein kurzer Epilog über die „Reformation und das lateineuropäische Christentum“ (S. 711–719) verortet dann nochmals

die Reformationsgeschichte in den größeren Kontext. In Wiederaufnahme seiner einleitenden Überlegungen hebt Kaufmann noch einmal hervor, wie sehr sich durch die Reformation „das, was Kirche heißt, verändert“ habe (S. 715). Die grundsätzliche Trennung von Klerikern und Laien sei aufgehoben worden, „das Repertoire der sinnlichen Apperzeptionsformen der Religion“ wurde „erheblich reduziert“ (S. 716). Gegenüber dem Seh-, Schmeck- und Tastsinn sowie den rituell-körperlichen Vollzügen dominierte nun weitaus der Hörsinn, gerichtet auf die Predigt und (im lutherischen Bereich) die Musik. Evangelische Kirchlichkeit war erheblich unscheinbarer als die spätmittelalterliche und die durch die Gegenreformation erneuerte römisch-katholische. Es hatte sich seit Luther das Bewusstsein entwickelt, dass „die wahre niemals mit der real-existierenden Kirche identisch sein könne“ (S. 717). Die Reformation hat dem „zur Unmittelbarkeit der Gottesbeziehung befreiten Christenmenschen zugleich die Bindung an eine unscheinbare Kirche und die Distanzierung von ihr ermöglicht“ (S. 718). In einem üppigen Endnotenapparat finden sich die Quellenbelege und die Literaturhinweise zur Überprüfung und Weiterarbeit (S. 723–796). Hilfreich sind auch die Biogramme ausgewählter historischer Personen (S. 797–828), ein Glossar (S. 829–836) und eine die Jahre 1414 bis 1598 umfassende Zeittafel (S. 837–842). Erschöpfende Verzeichnisse der Abkürzungen, der Literatur, der Abbildungen sowie Register der Personen, Orte und Sachen sind bei diesem Autor selbstverständlich. Ein feingliedriges Inhaltsverzeichnis (S. 941–954) erschließt das Werk auf vorbildliche Weise. Fazit: In Kaufmanns Reformationsgeschichte spielt die Theologie die ihr gebührende Rolle, ohne dass all die anderen Perspektiven etwa der Politik-, Sozial-, Wirtschafts-, Medien-, Mentalitäts- und Institutionengeschichte zu kurz kämen. Wer sich in das Panorama der deutschen Reformation in den Jahren 1517 bis

1555 versenken will, wer nach zuverlässiger Auskunft auf der Basis des gegenwärtigen Forschungsstandes verlangt, dem sei dieses lebendig und anspruchsvoll geschriebene Buch nachdrücklich empfohlen. Unter den vielen Reformationsgeschichten seit *Ranke* wird es einen hervorragenden Platz einnehmen.

[1699]

Wolfgang Huber

MELANCHTHON'S BRIEFWECHSEL, Band T 10.

Texte 2605 – 2865 (1541), bearbeitet von Christine *Mundhenk*, Marion *Bechtold*, Matthias *Dall'Asta*, Heidi *Hein* und Simone *Kurz* (= Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hg. v. Heinz *Scheible*, Bd. T 10). Stuttgart – Bad Canstatt: frommann-holzboog, 2009. 640 S., geb., Ln.. – ISBN 978-3-7728-2479-1.

Für Philipp Melanchthon waren im Jahr 1541 zwei Ereignisse von besonderem Gewicht: am Beginn das Religionsgespräch von Worms, wo er sich schon vom 1. November 1540 bis 19. Januar 1541, also insgesamt 80 Tage lang aufgehalten hat, und dann das Religionsgespräch in Regensburg, wo er vom 26. März bis zum 26. Juli, also vier Monate lang, verweilte und tätig war. Auf dem Weg nach Regensburg verletzte er sich zwischen Waldsassen und Tirschenreuth die rechte Hand so sehr, dass deren volle Funktionsfähigkeit nie mehr erreicht wurde, wie *Camerarius* in seiner Biographie aufgrund der Information durch den Patienten (2672) später berichtet hat. Der Reisewagen war durch die Schuld des Kutschers umgestürzt. Melanchthon diktiert seine ersten Briefe aus Regensburg oder er schreibt mit der linken Hand. Ob es eine Verstauchung oder ein Bruch war, ist nicht exakt diagnostiziert worden, aber man sieht die Behinderung ab diesem Zwischenfall an

seiner Handschrift. Melanchthon hat dazu auch in einem Postskript zu einem Brief an Veit *Dietrich* den Rat des Nürnberger Arztes Dr. Johannes *Magenbuch*, Andreas *Osianders* Schwiegervater, erbeten (2659 [5]). Der gefragte Mediziner gab auch eine Antwort, die Hieronymus *Besold*, Osianders späterer Schwiegersohn, überbracht hat (2668). Der in Nürnberg geschätzte Wittenberger Professor erhielt sogar vom Rat der Stadt ein Angebot, einen Arzt zu schicken, wofür Melanchthon jedoch dankt. Die Einladung des Rates, auf der Heimreise über Nürnberg zu reisen, hat Melanchthon nicht angenommen (2777). Es war eine lange Zeit, die er trotz dieser Widrigkeiten in Regensburg verbracht hat. Die Nummern des Briefwechsels 2643a bis 2778 aus diesem Zeitraum füllen die Seiten 86 bis 450, machen also den größten Teil des ganzen Bandes aus. Für den Rest des Jahres hat Melanchthon seinen Arbeitsplatz und Wohnort Wittenberg kaum noch verlassen.

Die beiden herausragenden und auf Reichsebene bedeutenden Reisen führten Melanchthon in wichtige Aufgaben. In Worms disputierte er im Januar 1541 öffentlich mit Johannes *Eck*, dem er schon in Augsburg bei den Verhandlungen zum Reichstag begegnet war. Das Religionsgespräch war von wichtigen Zeitgenossen besucht und stand unter der Leitung von Nikolaus *Granvella*. Als päpstlicher Nuntius war Tommaso *Campeggio*, der Bruder des bekannteren Lorenzo *Campeggio*, anwesend. Die evangelischen Teilnehmer waren bis in den Dezember zu keinem Gespräch eingeladen, worüber sich Melanchthon beschwerte und seine Abreise ankündigte. So war das Gespräch mit Eck im Januar ein letzter Fortschritt, aber weiter kam man dabei nicht. – Der Kaiser vertagte den Reichstag nach Regensburg. In der Ablehnung des Regensburger Buches zur Rechtfertigungslehre trafen sich Melanchthon und Eck, wenn auch von gegensätzlichen Seiten. Melanchthon zur Seite standen die

beiden evangelischen Theologen Martin *Bucer* aus Straßburg und Johannes *Pistorius* aus Nidda in Hessen, mit denen zusammen Melanchthon gegen Artikel des Regensburger Buchs votierte (2681; 2685; 2694; 2697f u.ö.). Auf katholischer Seite waren außer Eck noch beteiligt Julius von *Pflug* und Johannes *Gropper*, einer der Autoren des Regensburger Buches. Das Religionsgespräch führte nicht zu einer Verständigung, sondern zu einem Scheitern. Melanchthon gibt zu diesen Ereignissen in seinen Briefen, Dokumenten und Reden nach vielen Seiten Auskunft. Sogar an die Adresse des Kaisers selbst richtet Melanchthon eine Stellungnahme, bittet um Entlassung und verweigert dem Regensburger Buch seine Zustimmung (2700; 2713). Er formuliert auch eingehende Berichte über das Gespräch (2705). Nicht alles, was er konzipiert hat, ist auch beim Kaiser eingereicht worden (2720a, früher 2715). Diese Dokumente zeigen die ganze Entwicklung der Verhandlungen auf dem Reichstag und das Bemühen um theologische Verständigung, die nicht möglich war. Sie zeigen auch die herausragende Bedeutung, die dem Wittenberger Professor auf dieser hoch offiziellen Ebene zukommt.

Melanchthon schreibt in dieser Zeit auch nach Nürnberg an Veit *Dietrich* und lobt die Nürnberger Bemühungen um die Gunst des Kaisers. Entgegenkommen in weltlichen Dingen könnte Karl V. vielleicht besser gewinnen, als die unzuverlässigen Bündnisse. Der Nürnberger Pfarrer war zweitweise auch in Regensburg anwesend, ist aber wegen seiner Dienstpflichten vorzeitig abgereist (2731). Melanchthon rechnet damit, dass die Städte zu Stellungnahmen zum Regensburger Buch gebeten werden und gibt den Theologen in Augsburg und Nürnberg Argumente für die Beantwortung an die Hand (2733f). Er entwirft und formuliert ein Schreiben der Reichsstände Augsburgischer Konfession an Kaiser Karl V. (2750f), und formuliert eine Denkschrift (an den Kaiser [2752]). Seine

Bewunderung für Nürnberg und dessen gelehrte Einwohner kommt auch in einem Brief vom 22. Oktober 1541 deutlich zum Ausdruck. Diese Stadt sei einer Universität vergleichbar (2832).

In Regensburg zeichnet sich auch eine neue Beschäftigung mit dem Thema des Abendmahls ab. Melanchthon legt dem hessischen Landgrafen sieben Grundsätze vor (2720) und kritisiert die Transsubstantiationslehre und andere „Subtilitäten“ (2721). Das Abendmahl sei „allein zur Niessung eingesetzt“ (1722, Z. 4f).

Von Regensburg aus bleiben auch die ganz gewöhnlichen Themen auf der Tagesordnung. Der Wittenberger Professor schreibt eine Bitte um ein Stipendium für Petrus *Schmidt* (Faber) aus Kitzingen an Markgraf Georg von *Brandenburg-Ansbach* (2772). An Sebastian *Heller* in Ansbach schreibt Melanchthon eine Empfehlung für den Ungarn Matthias *Dévai*, der Unterstützung von Markgraf Georg erbittet (2859). Wir erleben also Melanchthons Beziehungen zu den heute bayerischen Gebieten auch im Jahr 1541 mit.

Die Edition ist in der sorgfältigen Weise fortgesetzt worden, die wir schon kennen. Bei den einzelnen Stücken erkennt man an manchen Stellen auch die Bedeutung der bayerischen Archive für die Überlieferung der Handschriften. Auch von daher kann man diesem Band manches entnehmen. – Heinz *Scheible* als Herausgeber erinnert in seinem Vorwort an den am 7. September 2008 verstorbenen langjährigen Vorsitzenden der Melanchthon-Kommission, Professor Dr. Gottfried *Seebaß*, und seine Verdienste für dieses große Editionsprojekt bei der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

[1700]

Rudolf Keller

MELANCHTHON'S BRIEFWECHSEL, Band T 11.

Texte 2866 – 3126 (1542), bearbeitet von Matthias *Dall'Asta*, Heidi *Hein*, Simone

*Kurz* und Christine *Mundhenk* (= Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hg. v. Christine *Mundhenk*, Bd. T11). Stuttgart – Bad Cannstatt: frommann-holzboog, 2010. 414 S., geb., Ln. – ISBN 978-3-7728-2534-7.

Sämtliche bisher vorliegenden Bände der Edition von Melanchthons Briefwechsel (seit 1977 22 Bände) wurden von Heinz *Scheible* als Herausgeber verantwortet. Die neun Regestenbände und bisher drei Indexbände hat er federführend bearbeitet, dann kamen andere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Forschungsstelle dazu. Mit dem vorliegenden Band erscheint nun erstmals Christine *Mundhenk*, die Leiterin der Forschungsstelle, verantwortlich als Herausgeberin. Im November 2009 ist die Übergabe erfolgt als „letzter Akt des Generationenwechsels in der Melanchthon-Forschungsstelle“. „Die Melanchthon-Kommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hat Berndt *Hamm*, den“ – inzwischen pensionierten – „Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Kirchengeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg, als neues Mitglied berufen und so die theologische Kompetenz wieder verstärkt“ (S. 7f). Die Edition erfolgt ansonsten unverändert nach den bekannten Grundsätzen und Gepflogenheiten.

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Nachricht: „Als Beitrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften zum Melanchthon-Gedenkjahr 2010 sind in Zusammenarbeit mit dem Trierer „Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften“ und dem Verlag Frommann-Holzboog alle bisher erschienenen Regesten von „Melanchthons Briefwechsel“ in eine Datenbank überführt worden, die im Internet über die Homepage der Forschungsstelle und des Verlags erreichbar ist. Die Bände MBW 1 – 9 und

die verstreut in den Textbänden publizierten Regesten sind dort nach verschiedenen Kriterien leicht durchsuchbar und stehen allen Interessierten zur Verfügung“ (S. 8). Das ist natürlich für alle, die das nutzen wollen und können, ein großer Fortschritt, den man mit großem Dank anerkennen will. Diese Mitteilung verdient besondere Hervorhebung.

Das Jahr 1542 verbringt Melanchthon weitgehend in Wittenberg. Dadurch tritt nach dem Jahr 1541 mit den großen Zeiträumen auf Reisen der Professor in seinem beruflichen Beziehungsgeflecht deutlich und vielseitig vor das Auge des Lesers. Von vielen ganz verschiedenen Seiten wird er um Rat und um Stellungnahme gebeten. Er korrespondiert mit wichtigen Fürsten, mit Kollegen wie mit Studenten in gleicher Weise. Immer wieder wird er tätig als Ratgeber und Vermittler in Stellenbesetzungsfragen und Stipendiensorgen. Hier ist die Frage von Herzog Albrecht von *Preußen* wegen der Besetzung der Rektorenstelle an der neu gegründeten Universität Königsberg besonders hervorzuheben (2890; 2956; 2964). Sein Kurfürst fordert ihn auf, bei der Reformation der Universität Leipzig mitzuwirken, falls Herzog *Moritz* ihn dazu auffordert (2894). Melanchthon muss sich mit Schriften *Schwenckfelds* befassen, wofür ihn der hessische Landgraf bittet (2885; 2892; 2906). Der hessische Landgraf bittet Melanchthon auch um Unterstützung in den Problemen wegen der Doppelehe (2923; 2931; 2939f).

Besondere Aufmerksamkeit verdient die Vorrede an den Leser zur Koran-Ausgabe des Theodor *Bibliander*, die in Basel bei Johannes *Oporinus* gedruckt wurde (2973). Auch dies ist ein Zeugnis für die allgemeine Wertschätzung, deren sich Melanchthon wie auch *Luther* erfreut haben. Auch *Luther* verfasste eine Vorrede zu dieser Ausgabe (WA 53, 561-572). Natürlich ist klar, dass beide mit Kritik am Islam – wie an jeder Abweichung von der christlichen Lehre – nicht sparen. Auch die Vorrede zur

deutschen Übersetzung seiner *Loci*, die 1542 in Wittenberg erschien, ist ein theologisches Votum, das Beachtung verdient (2921).

Uns interessieren an dieser Stelle besonders die Beziehungen Melanchthons in die Gebiete des heutigen Freistaats Bayern. Er führte einen regen Briefwechsel mit dem markgräflich-brandenburgischen Kanzler Sebastian *Heller* in Ansbach. Ihm empfiehlt er am 6.2.1542 dessen Verwandten Caspar *Beyer*, der aus Wittenberg nach Schwabach heimkehrt (2884a), der von 1537 bis 1542 in Wittenberg studiert hat und für dessen Ehe mit Sibylle *Beyer*, Melanchthons Mündel und Tochter des ehemaligen kursächsischen Kanzlers Christian *Beyer*, er sich bei *Heller* einsetzt (3038). Die Ehe kam jedoch erst am 12. Mai 1545 zustande. Caspar *Beyer* wurde 1548 Bürgermeister in Schwabach und ab 1558 Brandenburgischer Verwalter in Kloster Sulz. Sebastian *Heller* starb am 29. Oktober 1542, wie Melanchthon von Veit *Dietrich* erfährt (3085). – Melanchthon schreibt an Georg *Karg* in Oettingen und ermuntert ihn zum Bleiben (2963). *Karg* wurde später Superintendent in Ansbach und nahm als solcher am Wormser Religionsgespräch 1557 teil. – Melanchthon bekommt Nachricht von Herzog *Ottheinrich* von *Pfalz-Neuburg* über die Einführung der Reformation (2997a) und schickt einen Glückwunsch zurück (2997b).

Melanchthon schreibt an Sigmund *Eisen* in Weiden und lobt in der Empfehlung dessen Bruder *Erasmus Eisen*, der in Wittenberg studiert und Unterstützung braucht (3024a). – Melanchthon lobt bei Hieronymus *Baumgartner* in Nürnberg den aus Kitzingen stammenden Pfarrer Paul *Eber* in Wittenberg, der seine Privatschüler ausgezeichnet betreut (3043). – Immer wieder schreibt er an Veit *Dietrich* in Nürnberg. Bei ihm setzt er sich ein für Leonhard *Wagner* aus Ornbau bei Gunzenhausen (3044). *Wagner* hat in Melanchthons Haus gelebt und dort auch eine Hausgehil-

fe Melanchthons geheiratet (3073). Er wird am 21. Februar 1543 in Wittenberg für einen Dienst als Diaconus in Gräfenhainichen ordiniert. – An *Dietrich* schreibt Melanchthon auch wegen Matthäus *Vogel*, den er sehr empfiehlt (3054 [4]), weil er an ihm Freude hat. Auch für Veit *Örtel* aus Windsheim verwendet er sich bei *Dietrich* (3058). *Örtel* war Professor in Wittenberg.

Für Veit *Dietrich* und in dessen Namen schreibt Melanchthon eine Vorrede zu *Luthers* Kommentar zum Propheten *Micha*, gerichtet an Nikolaus von *Amsdorf*, den evangelischen Bischof von Naumburg, in *Zeitz* (3070). Dies ist ein beachtenswertes Kompendium der wichtigen Merkmale der Kirche im Kontrast zum Erleben in der damaligen Gegenwart. *Amsdorfs* Wahl wird dankbar zur Kenntnis genommen und Segenswünsche ausgesprochen. *Dietrichs* Verbundenheit mit *Luther* soll hier klar zum Ausdruck kommen; *Luther* hatte den Text, den *Dietrich* herausgab, selbst vorher durchgesehen. *Dietrich* hat sich bei Melanchthon für diesen Text ausdrücklich bedankt (3085). Die Kritik an den gegenwärtigen Bischöfen und das Lob *Luthers* hat *Dietrich* auch bei Erscheinen des Buches noch einmal dankend gegenüber Melanchthon erwähnt (3092); *Luther* hat sich darüber gefreut, wie Melanchthon später noch einmal mitteilt (3102). – Melanchthon nimmt die Empfehlung von fünf Augsburger Stipendiaten durch den Augsburger Rat entgegen (3086). Zehn Tage später beschreibt Wolfgang *Musculus* aus Augsburg diese Stipendiaten in einem Brief an Melanchthon genauer (3093a). – An Hieronymus *Baumgartner* in Nürnberg richtet Melanchthon eine Empfehlung für Leonhard *Kettner* aus Hersbruck, den er für geeignet für ein Pfarramt hält (3098). Melanchthon empfiehlt Hieronymus *Wolf* als Rektor der Ägidianschule (3102). – Auch an den Nürnberger Prediger Andreas *Osiander* (3099) und an Johannes *Sutelius* (3055) in Schweinfurt richtet der Wittenberger ein Schreiben. – Johannes *Brenz* in Schwäbisch Hall lässt

Melanchthon wissen, dass auch er es begrüßen würde, wenn Brenz sich zur Durchführung der Reformation der theologischen Fakultät der Universität Leipzig für ein bis zwei Jahre dorthin begeben würde (3105), was jedoch nicht geschah.

Mehrere Schreiben befassen sich mit der Einführung der Reformation in der Reichsstadt Regensburg. An Johannes *Forster*, damals Propst von St. Lorenz in Nürnberg, der 1542/43 wegen der Einführung der Reformation in Regensburg eingesprungen ist, schreibt Melanchthon, dass Hieronymus *Nopp* nach Regensburg kommen wird (3094). Auch gegenüber dem der Reformation hilfreichen Regensburger Ratskonsulenten Johannes *Hiltner* lobt er diesen Theologen Nopp (3096). Den Regensburger Rat bittet er um Geduld bis zur Ankunft von Nopp in der Fastenzeit 1543 (3096). Der Rat dankt dem Wittenberger Professor für die Gewinnung von Nopp und bittet ihn, dass er dafür sorgen möge, dass Nopp seine Stelle auch bald antritt. Außerdem bittet der Rat um Beaufsichtigung der Regensburger Studenten in Wittenberg (3109). – An Pfalzgraf Wolfgang von *Zweibrücken* in Neumarkt in der Oberpfalz richtet Melanchthon ein freundliches Schreiben (3122).

Mit diesen ganz verschiedenen Schriftstücken an Menschen in den Territorien des heutigen Bayern haben wir zwar nicht etwas für den Autor in Wittenberg Typisches herausgegriffen, aber dem heutigen Leser doch deutlich vor Augen führen können, welcher Art die Beziehungen in unser Gebiet damals waren. Natürlich hatte Melanchthon in anderen Gegenden Deutschlands auch noch ganz andere Beziehungen, ja sogar weit über die deutschen Grenzen hinaus bis zu Leonhard *Stöckel* in Bartfeld im damaligen Oberungarn, der heutigen Slowakei. *Stöckel* wollte die Kirchenordnung für Kurbrandenburg ins Lateinische übersetzen und so für andere Gebiete nutzbar machen (3051). Mit seiner Kritik an vielen Zeremonien in dieser Kir-

chenordnung hält Melanchthon allerdings nicht zurück.

Der Leser erkennt aus dieser Aufzählung der genannten Namen und Beziehungen, welchen Einfluss Melanchthon weit über Wittenberg hinaus hatte, sicher auch dadurch gefördert, dass er in hohen fürstlichen und sogar kaiserlichen Diensten gebraucht wurde. Der Editionsband hat nun alle diese Texte in hervorragender Darbietung in die Hand des Benutzers gelegt. Die Herausgeberin und ihr Mitarbeiterstab haben ein gutes Stück der Bearbeitung dieser Korrespondenz vorgelegt. Die Überlieferung der einzelnen Texte wird sauber und nachvollziehbar dargestellt. Daraus lässt sich entnehmen, wie viel Material auch in bayerischen Archiven und Bibliotheken verwahrt wird.

[1701]

Rudolf Keller

MELANCHTHON'S BRIEFWECHSEL, Band T 12.

Texte 3127 – 3420a (1543), bearbeitet von Matthias *Dall'Asta*, Heidi *Hein* und Christine *Mundhenk* (= Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe. Im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften hg. v. Christine *Mundhenk*, Bd. T 12). Stuttgart – Bad Canstatt: frommann-holzboog, 2011. 533 S., geb., Ln. – ISBN 978-3-7728-2535-4.

In der Biographie Melanchthons bringt das Jahr 1543 wieder einen ausgiebigen Aufenthalt in einer fremden Stadt. Er verlässt Wittenberg am 17. April und ist erst am 15. August wieder zurück. Ziel seiner Reise war die Stadt Bonn, wo er zur Mitarbeit an der „Kölner Reformation“ gebeten worden war, ein Projekt des Kölner Erzbischofs Hermann von *Wied*. Zwei Personen haben ihn begleitet: Hieronymus *Schreiber* und Justus *Jonas* d.J. In Bonn war auch Martin *Bucer* an der Arbeit beteiligt. Johannes *Gropper* in Köln, den Melanchthon

vom Regensburger Religionsgespräch schon kannte, ist der stärkste Gegner dieses vom Erzbischof geförderten, aber dann nicht zum Zug gekommenen Reformationsprojekts, für das sich Melanchthon zunächst große Hoffnungen gemacht hat. Ein hoch interessantes Feld öffnet sich in den Dokumenten aus Melanchthons Feder, die natürlich in Beziehung zu setzen sind zu dem ganzen historischen Vorgang, der sich in diesen Monaten vollzieht.

Über das Umfeld kurz nach der Ankunft in Bonn berichtet Melanchthon an Joachim *Camerarius* in Leipzig (3238), an seine Wittenberger Kollegen und an seinen Sohn (3239 – 3244). An diesem Beispiel kann man sehen, wie unterschiedlich die Überlieferung dieser Briefe erhalten ist, wie unterschiedlich solche Briefe rezipiert wurden. Während der Brief an Paul *Eber* (3239) nur aus einer Abschrift bekannt ist, gibt es von dem Brief an Luther viele Abschriften, Drucke und sogar Übersetzungen, die über ganz Europa verteilt sind, darunter auch solche, die in München und Nürnberg erhalten geblieben sind. Das lässt sich anhand der Edition nun bestens nachvollziehen. Auch der Brief an Caspar *Cruciger* (3241) ist vielfach abgeschrieben und gedruckt worden. Hier erfährt man, dass die Kirchenordnung für die Kölner Reformation dem Nürnberger Vorbild folgt, womit die Brandenburg-Nürnbergische Kirchenordnung *Osianders* von 1533 gemeint ist.

Melanchthon hilft dazu, dass die Stadt Nördlingen den Naumburger Pfarrer Caspar *Löner* als Superintendent bekommt (3300). In Nördlingen werde *Löner* dringender gebraucht als in Naumburg. In Nördlingen könne *Löner* Beistand von Johannes *Brenz* aus dem nahen Schwäbisch Hall erfahren. *Löner* will dem Ruf nach Nördlingen folgen (3306). Melanchthon gibt ihm einen Empfehlungsbrief an den Rat der Stadt mit auf den Weg (3347). Später hilft Melanchthon zur Wiederbesetzung der Stelle in Naumburg, die *Löner* verlas-

sen hat, durch Joachim *Mörlin* (3376 und 3378). Melanchthon schätzt *Löners* Bedeutung für Nördlingen deutlich höher ein als für Naumburg.

In Nürnberg gibt es 1543 Debatten über die Ordination und die dabei dort vorgesehene Handauflegung. *Osiander* in Nürnberg legte Wert auf die Handauflegung, *Veit Dietrich* war jedoch lediglich vom Nürnberger Rat berufen und nicht ordiniert. *Dietrich* hat von Melanchthon eine Stellungnahme erbeten und im Oktober 1543 auch von Leipzig aus erhalten (3329). Er hatte die Frage mit Luther besprochen, der von dem Ritus der Handauflegung meinte, die frühe Kirche sei viele Jahrhunderte ausgekommen, ohne diesen Ritus zu beachten. Die Berufung der Kirche sei wirklich und eigentlich zu ehren. Einige Wochen später geht Melanchthon in einem Brief an *Dietrich* noch einmal auf die Frage ein (3356) und liefert auch ein Gutachten über die Handauflegung mit (3357). In dem Gutachten holt Melanchthon historisch weit aus. Melanchthon schätzt die auf die Berufung folgende Handauflegung, hält sie aber nicht für zwingend erforderlich. Jedenfalls lehnt er es ab, dass man sich von amtierenden Bischöfen [in katholischen Bistümern] ordinieren lässt. Melanchthon findet Trost in der Gewissheit, dass die Gaben, die Christus seiner Kirche hinterlassen hat, in der Kirche wirksam sind, in der das Evangelium recht erklingt; die Gaben des Geistes und das wahre Amt wirken in der Kirche. Darin sieht Melanchthon einen Trost.

Die Wittenberger Theologen geben ein Zeugnis über die Ordination von Hieronymus *Nopp* für Regensburg am 15. Oktober 1543 (3349). Die im Vorjahr vollzogene Empfehlung dieses Kandidaten nach Regensburg ist also zu einem Abschluss gekommen. – Weit über die Grenzen hinaus befasst sich Melanchthon auch mit dem kirchlichen Leben in Siebenbürgen und der Kronstädter Kirchenordnung, die 1543 auch in Wittenberg gedruckt wurde (3310).

Siebenbürgen steht für Melanchthon natürlich ganz unter dem Blickwinkel der Türkengefahr (3309), weil es der am weitesten in den Osten ragende Teil Europas mit evangelischer Lehre ist. Die Türkengefahr beschäftigte ja Melanchthon immer wieder. Auch für diese Texte lohnt sich ein Blick auf die Überlieferung. In deutschen Archiven ist wenig darüber zu finden. Umso besser, dass in der jetzt vorgelegten Edition an den Grenzen nicht haltgemacht wird, sondern alle Texte Melanchthons erfasst worden sind. – 1543 war auch das Jahr, in dem die Sprecher des Schmalkaldischen Bundes sich beim Senat der Republik Venedig für die dort verfolgten Evangelischen einsetzten (3268). Auch Luther hatte nach Venedig geschrieben. Matthias *Flacius Illyricus*, der Neffe von Baldo *Lupetino* in Venedig, hat diese Dokumente nach Venedig überbracht und sich dafür eingesetzt. Melanchthon schreibt auch an Johannes Baptista *Egnatius* in Venedig, den er schätzt (3294). – Auch an Johannes *Calvin*, damals in Straßburg, richtet Melanchthon ein Grußschreiben (3273).

Damit sind einige Einblicke in den gewichtigen Band gegeben. Die hier berührten Themen sind zum großen Teil in sich sehr reizvoll und können an dieser Stelle nur knapp angerissen, aber nicht wirklich erfasst werden. Die Leser sind eingeladen, selbst von dem in diesem Editionsband bestens ausgebreiteten Material Gebrauch zu machen und den angeschnittenen Fragen historisch, theologisch, geistesgeschichtlich, politisch auf die Spur zu gehen.

[1702]

Rudolf Keller

LORENTZEN, TIM: Johannes Bugenhagen als Reformator der öffentlichen Fürsorge (= Spätmittelalter, Humanismus, Reformation, Bd. 44). Tübingen: Mohr Siebeck, 2008. 536 S., geb., mit 22 sw. Abb., – ISBN 978-3-16-149613-4.

In einem außergewöhnlich detaillierten Einleitungskapitel (S. 1–61) lässt der Vf. dieser von Prof. Dr. Harry *Oelke* (LMU München) betreuten Diss. die beiden erkenntnisleitenden Forschungsansätze erkennen: 1. Die Profilierung von Bugenhagens Fürsorgekonzept kann nur im vergleichenden Kontext der Armutproblematik vom Spätmittelalter bis in die Reformationszeit hinein gelingen. 2. Ein stringentes Quellenstudium hat andererseits im Dialog mit den Forschungsansätzen der Gegenwart die Schlagworte um Konfessionalisierung, Modernisierung und vor allem der „Sozialdisziplinierung“ zu hinterfragen. Beiden Fragestellungen ist der Autor in überzeugender Weise gerecht geworden.

In einem ersten Teil sondiert Lorentzen die „Theologische Fürsorgemotivation vor und nach der Reformation“ (S. 63–208). Dabei geht er dem in der Forschung oft postulierten Wechsel von mittelalterlicher „Werkgerechtigkeit“ zu freier Hilfsbereitschaft aus christlicher Liebe nach und legt dann die organisatorischen Pläne und diakonischen Leistungen von Bugenhagens zahlreichen Kirchenordnungen dar. Anhand der vor allem in Norddeutschland verbreiteten Almosenbretter macht er deren bisher kaum erkannten Wert als historischer Quelle deutlich: Illustration des Verhältnisses zwischen Spende und Verrechnung zugunsten des Spenders im Jenseits. Das „Lazarusmotiv“ in der nachreformatorischen Zeit verrät nach dem Vf. zwar das Ende der Jenseitsvorsorge, bedeutet jedoch keineswegs einen „Generalangriff gegen die Guten Werke. Daran, dass entsprechende Versäumnisse einmal bestraft würden, hielten auch die Reformatoren fest“ (S. 77). Andererseits kann er nachweisen, dass sowohl Sebastian *Brant* als auch Johannes *Geiler von Kaysersberg* das Almosen nicht mehr im Rahmen der persönlichen Jenseitsvorsorge sondern im Kontext der „chaotischen Situation der Armen- und Krankenfürsorge in Straßburg“ thematisieren (S. 113).

Im III. Kapitel (S. 114–198), das zugleich einen sehr soliden Forschungsüberblick zum jungen Bugenhagen darstellt, fragt der Vf. nach Bedeutung und Stellenwert der „Guten Werke“ in dessen exegetischen Werken bis 1521, deren Beurteilung sich unter dem Einfluss von *Erasmus* und *Luther* und in der Auseinandersetzung mit den altgläubigen Kontroverstheologen Johannes *Cochlaeus* und Thomas *Morus* herauskristallisiert. Beim Verhältnis von Glaube und Werken hat sich Bugenhagen eng an Luthers Freiheitsschrift orientiert, aber „optimistischer als Luther“ (S. 145) die Notwendigkeit guter Werke und die Fähigkeit des Einzelnen zur Nächstenliebe unterstrichen.

Der zweite Teil dieser gründlichen Untersuchung (S. 209–434) gilt der detaillierten Vorstellung und Kommentierung von „Bugenhagens Fürsorgemodell“ in Organisation und diakonischen Leistungen – aufgezeigt am Vergleich der verschiedenen Kirchenordnungen aus der Feder des Pomeranus. Es gelingt Tim Lorentzen der überzeugende Nachweis, dass allein aufgrund der „Vielfalt der Handlungsmöglichkeiten“ (S. 307) im diakonischen Bereich (Vf. bevorzugt den Begriff „Fürsorge“ gegenüber dem im 19. Jh. verallgemeinerten Begriff „Diakonie“) der pauschal in der Forschung angenommene „sozialdisziplinierende Zugriff der Obrigkeit auf die Unterschichten“ für die Reformationszeit so nicht zutrifft. Stichprobenartig vermag der Autor zudem die Vielfalt der diakonischen Einzelmaßnahmen bewusst zu machen. Selbst die hygienische Vorsorge in den Spitälern sah Bugenhagen als eine Form praktischer Nächstenliebe. So setzte sich der Pomeranus z.B. auch für die Anerkennung des Hebammenberufes in der christlichen Gemeinde ein. Das Problem der nachhaltigen Witwen- und Waisenversorgung hat Bugenhagen immerhin erkannt, wenn er auch keine Lösung bereitstellen konnte. Da die vielfältigen in den Kirchenordnungen aufgezeigten Dienste (von der

Beichte und Krankenbesuchen über Schule, Armenfürsorge und Hospitalbau etc.) das gesamte Gemeinwesen betrafen, kann der Autor die Kirchenordnungen „in allen ihren Teilen als Inpflichtnahme, in Skandinavien sogar ausdrücklich als Selbstverpflichtung des christlichen Herrschers“ interpretieren (S. 431).

In der abschließenden theologischen Bewertung der Fürsorgekonzepte Bugenhagens (S. 435–452) unterstreicht der Autor die eigenständige Profilierung des Theologen in der Zuordnung von Glaube und Werken. In der Weiterentwicklung von Luthers Rechtfertigungslehre kann Bugenhagen optimistisch folgern, dass der erlöste Sünder [...] wahrhaft gute Werke tun kann“ (S. 436). Trotzdem hat er unter realistischer Einschätzung des Menschen als „fehlbaren und erlösungsbedürftigen Geschöpfes“ (S. 438) von den ethischen Konsequenzen Bucers (unter Einsatz der Kirchenzucht) Abstand genommen.

Das sorgfältig erarbeitete Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 453–497) spricht ebenso für die hervorragende Qualität dieser Dissertation wie die akribisch durchgehaltene Quellenarbeit (allein die im Anmerkungsapparat geleistete Übersetzungsarbeit aus den niederdeutschen und dänischen Quellen ist ein Beleg für die mühevollen Leistung des Autors! Ist die Übersetzung lateinischer Passagen ein Tribut an den Verlust humanistischer Sprachkenntnisse in der Theologie?), daneben auch die schlüssige Interpretation und die glänzende stilistische Darstellung. Lorentzens Arbeit bietet eine Fülle von Anregungen, die „Fürsorgethematik“ im Reformationszeitalter bis in ikonographische Detailstudien hinein fortzusetzen. Der in Oberfranken angesiedelte Rezensent legt großen Wert auf die Feststellung, dass Tim Lorentzen mit dieser Arbeit der kirchenhistorischen Forschung alle Ehre angetan hat!

[1703]

Gerhard Philipp Wolf

**BURKHARDT, JOHANNES:** Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517–1617. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2002. 244 S., br. – ISBN 978-3-17-010824-7.

Das Buch des mittlerweile emeritierten Augsburger Historikers ist, obwohl seit seinem Erscheinen nicht gerade wenige Werke zur Sache weiter auf den Markt gekommen sind, eine der bemerkenswertesten Gesamtdarstellungen des Reformationsjahrhunderts geblieben. Es eignet sich gewiss eher für „Fortgeschrittene“, denn der Vf. präsentiert die Geschehnisse, Personen und Entwicklungen aus ungewohnter Perspektive und setzt eigene, instruktive Akzente, die vor dem Hintergrund vermeintlicher Selbstverständlichkeiten ihre Relevanz gewinnen. Für Burkhardt, der Erkenntnisse medienwissenschaftlicher Forschung aufnimmt, war die Reformation, der er sich im ersten Teil zuwendet, von Anfang an ganz wesentlich ein Medienereignis. Sie benötigte, gebrauchte und beförderte den Buchdruck für ihre massenwirksame Publizistik, wozu auch die Verbreitung der Luther-Bibel gehörte. Und das neue Medium des Drucks brachte seinerseits einen Gegenstand von solchem Gewicht wie die Reformation – angefangen mit *Luthers* öffentlichem Auftreten 1517, der sich anschließenden Flugschriftenbewegung und dann auch mit der Erhebung des „Gemeinen Mannes“ –, um zum entscheidenden öffentlichen Kommunikationsmittel der Neuzeit zu werden. Im zweiten Teil nimmt Burkhardt den Prozess der parallelen evangelisch(-lutherischen), römisch-katholischen und reformierten „Konfessionsbildung“ in den Blick. In seiner intensiven Auseinandersetzung mit der Forschung kritisiert Burkhardt mit Recht die in der Literatur allenthalben anzutreffende, oft unreflektiert, gelegentlich aber auch bewusst verwendete Terminologie von der „alten“ (d.h. römisch-vortridentinischen) Kirche und vom „neu-

en“ (d.h. evangelischen) Glauben. Diese ignoriere im Grunde die Erkenntnisse von Forschern wie Ernst Walter *Zeeden*, Wolfgang *Reinhard* oder Heinz *Schilling* zum Zeitalter der Konfessionalisierung und produziere eben selber einen die historische Wahrnehmung überformenden „Mythos“: dass nämlich die römisch-katholische Kirche (nach dem Tridentinum) in größerer Nähe zur Alten Kirche stehe (S. 115; vgl. auch S. 79) und damit eine höhere Legitimität besäße als die beiden evangelischen Konfessionen. Im dritten Teil wendet sich Burkhardt den „Staatsbildungsprozessen“ im Reich des Reformationsjahrhunderts zu und skizziert dabei geschickt die Entwicklungen der Politik-, Institutionen-, Wirtschafts- und Kommunikationsgeschichte. Überzeugend legt Burkhardt dar, dass gerade der Passauer Vertrag 1552 und der Augsburger Religionsfrieden 1555 das Römisch-deutsche Reich, oft gescholten wegen seines mittelalterlichen Ursprungs und seiner eklatanten Rückständigkeit, politikfähig und friedensstauglich gemacht haben, im Unterschied etwa zu den modernen Nationalstaaten England und Frankreich, die in derselben Zeit von Bürgerkriegen zerrissen waren! Das Reich hat nach Burkhardts Auffassung effektive Institutionen der Konfliktbewältigung ausgebildet, die die Antagonismen zwischen den Ständen, den Fürsten und dem Kaisertum sowie die Gegensätze der drei Konfessionen friedlich und konstruktiv zum Ausgleich brachten. Der Dreißigjährige Krieg kam tatsächlich über Deutschland wegen der „ungelösten Konfliktkonstellationen“ außerhalb des Reiches (S. 199). Ganz deutlich trugen „die beiden militanten Extremparteien, die radikalprotestantisch-calvinistische Internationale und ihr in dieser Zeit beispiellos aktionistisches römisch-jesuitisches Gegenstück“ ihren Antagonismus ins Reich hinein. Sie durchbrachen alle zuvor mühsam aufgebauten Sicherungen und brachten „die reichstreue Mittelpartei der Lutheraner und der gemäßigten Reichskirche in Bedräng-

nis“ (S. 199). Ein Buch voller unkonventioneller Erklärungen und Erkenntnisse! Theologische und ereignisgeschichtliche Informationen sind in anderen Büchern gewiss besser und im Detail bequemer zu bekommen. Aber Burkhardt, der gängige Blickweisen und Sprachregelungen in Frage stellt, sollte ergänzend herangezogen werden.

[1704]

Wolfgang Huber

**SCHEIBLE, HEINZ:** Kurfürst Ottheinrich, ein Mann des Kairos (= Förderkreis Lebendige Antike, 12). Ludwigshafen/Rhein: Hennecke, 2007. 46 S., br. – ISBN 978-3-9810361-3-1.

Das kleine Heft präsentiert ein (wie könnte es bei diesem Autor anders sein!) fundiertes Lebensbild des in Amberg geborenen Neuburger Pfalzgrafen (1502–1559). In seiner kurzen Zeit als Heidelberger Kurfürst (1556–1559) hat er „große“ Geschichte geschrieben. Scheible zeichnet in seinem Vortrag aus dem Jubiläumsjahr 2002 den Weg des Wittelsbachers, von dem doch so wenig authentische Äußerungen überliefert sind, höchst anschaulich nach. Ein lebensfroher, kunstsinniger Renaissancesfürst, der „mit der Zeyt“ (so sein persönlicher Wahlspruch) ging, tritt vor die Augen der Leserschaft. Verhältnismäßig spät, erst im Jahr 1542, schloss sich Ottheinrich der Reformation an, womit er sich den Unwillen seiner übermächtigen Nachbarn und Verwandten, der Herzöge von Bayern zuzog. Ottheinrich orientierte sich an der „konservativen“ lutherischen Kirchenordnung der fränkischen Markgraftümer Brandenburg-Ansbach und der Reichsstadt Nürnberg und beauftragte Andreas *Osiander* mit der Ausarbeitung der Pfalz-Neuburger Kirchenordnung. Der Bruch mit den bayerischen Herzögen, seinen wichtigsten Geldgebern, führte zum Bankrott Ottheinrichs. Die Landstände der „Jungen Pfalz“ (mit den schwä-

bisch-fränkisch-bairischen Zentren Neuburg, Lauingen, Hilpoltstein, Burglengenfeld, Sulzbach und Weiden-Parkstein) mussten seine Schulden übernehmen, um nicht von Bayern annektiert und rekatholisiert zu werden. Ottheinrich dankte ab und bezog seine Residenz in Weinheim. In der Kurpfalz zog die Reformation im Frühjahr 1546 unter *Pfalzgraf Friedrich* (1482–1556) ein. Diesen ließ Ottheinrich gewähren, obwohl er selber nach dem Tod *Pfalzgraf Ludwigs* (1478–1544) die Kurwürde hätte beanspruchen können. Der Schmalkaldische Krieg und das Interim machten die Reformation in den pfalzgräflichen Gebieten zwischenzeitlich wieder rückgängig. Der Fürstenaufstand und der Passauer Vertrag 1552 ermöglichten Ottheinrich dann die Rückkehr in das von den kaiserlich-spanischen Truppen geplünderte Neuburg. Seine Residenz stellte er kunstvoll wieder her. Die von ihm 1554 erlassene neue Kirchenordnung orientierte sich an der Württembergischen Kirchenordnung von Johannes *Brenz*, im Lehrteil an der auf *Melanchthon* zurückgehenden Mecklenburgischen Kirchenordnung. Als Ottheinrich 1556 die lang erwartete Regentschaft in der Kurpfalz mit der Kurwürde zufiel, führte er hier sofort die aktuelle Neuburger Kirchenordnung ein. Die Universität Heidelberg wurde im humanistischen Sinne umgestaltet. Die Kirchenordnung war eine gemäßigt lutherische, freilich wirkte in ihr mit der Entfernung der Bilder und Nebenaltäre ein zwinglianischer Zug. In der Kurpfalz lehrten fortan „Theologen aus den verschiedensten Richtungen und Nationen“ (S. 33) nebeneinander, was nach dem Tod Ottheinrichs zu heftigen Auseinandersetzungen führte und die Kurpfalz auf den reformierten Weg brachte. Mit dem großartigen „Ottheinrichsbau“ des Heidelberger Schlosses setzte sich der allzu kurz regierende Kurfürst ein bleibendes Denkmal.

Ein Hinweis zum Schluss: Wer nach der Lektüre des kleinen Scheible-Beitrags detailliertere Auskunft sucht, greife zu diesem Buch: Pfalzgraf Ottheinrich. Politik, Kunst

und Wissenschaft im 16. Jahrhundert, hg. von der Stadt Neuburg an der Donau [Konzept und Redaktion von *Barbara Zeitelback*], Regensburg 2002 (ISBN 3-7917-1802-9). Die in ihm versammelten Beiträge nehmen viele Einzelaspekte zu Ottheinrich in den Blick, dem Band fehlt aber ein so geschlossenes Porträt, wie Scheible es bietet.

[1705]

Wolfgang Huber

BAUMGART, PETER: Universitäten im konfessionellen Zeitalter. Gesammelte Beiträge (= Reformationgeschichtliche Studien und Texte 149). Münster: Aschendorff, 2006. X + 519 S., kt., 14 Abb. – ISBN 3-402-03817-8.

Der Würzburger Neuzeithistoriker Peter Baumgart hat in vier Jahrzehnten zahlreiche grundlegende Beiträge zur Geschichte der deutschen Universität zwischen Reformation und Aufklärung verfasst, die an den unterschiedlichsten Orten veröffentlicht sind und deshalb bisher immer wieder mühsam aufgesucht werden mussten. Wenn er nun 16 wichtige Aufsätze (darunter auch einen bisher unveröffentlichten) in einem Sammelband abdruckt, erleichtert er dem, der sich mit der Universitätsgeschichte der Frühen Neuzeit beschäftigt, die Arbeit beträchtlich und lässt zugleich den inneren Zusammenhang seiner Forschungen erkennen.

Im Mittelpunkt von Baumgarts universitätsgeschichtlichen Arbeiten stehen zwei Gründungen des späten 16. Jh., die wegen ihrer Entstehung und ihres gegensätzlichen konfessionellen Charakters zum Vergleich herausfordern: das lutherische Helmstedt und das katholische Würzburg. Vergleichende Darstellungen sind der Gründung der beiden Universitäten (S. 61–83) und ihrer kaiserlichen Privilegierung (jeweils im Jahre 1575) gewidmet (S. 85–101). In fünf weiteren Studien untersucht der Vf. noch

eingehender die Gründung Helmstedts (S. 117–139), die Rolle des Rostocker Theologen David *Chytraeus* bei dieser Gründung (S. 141–202), das am Beispiel Helmstedts erkennbare Verhältnis von Universitätsautonomie und landesherrlicher Gewalt im späten 16. Jh. (S. 203–237), das Zeugnis der Helmstedter Matrikel von der Frühzeit der Universität bis 1600 (S. 239–272) und die wirtschaftliche Situation ihrer Professoren am Ausgang des 16. Jh. (S. 273–295). Auch an der Universität Würzburg interessieren den Vf. vor allem die Anfänge (zwei Beiträge: S. 311–332, S. 333–362) sowie die Mitwirkung Karl von *Dalbergs* an Bildungsreformen im Hochstift Würzburg mit der Universität im Mittelpunkt (S. 363–379). Neben den beiden Gründungen des konfessionellen Zeitalters würdigt Baumgart auch die erste evangelische Neugründung (1527) Marburg (S. 389–422) und die 1702 von Jesuitenorden eingerichtete Breslauer Leopoldina (S. 423–443).

Der Vf. ist allerdings nicht nur Kenner der genannten Universitäten. Seine Beiträge über Helmstedt und Würzburg führen nicht nur durch den Vergleich der beiden, sondern auch durch ihre exemplarische Behandlung zu allgemeineren und weiterführenden Einsichten. Ebenfalls umfassender angelegt ist eine Studie über Gottfried Wilhelm *Leibniz* und den Pietismus um 1700 als Hinführung zu den Reformbestrebungen dieser Zeit, die Gemeinsamkeiten von Pietismus und Aufklärung deutlich macht (S. 445–469). Eingeleitet wird der Band durch weiter ausgreifende Aufsätze über „Die deutschen Universitäten im Zeichen des Konfessionalismus“ (S. 5–30) und „Humanistische Bildungsreform an deutschen Universitäten des 16. Jahrhunderts“ (S. 31–60), beschlossen durch einen vom Mittelalter bis in die Gegenwart führenden Überblick über „Die Universität als europäische Bildungsinstitution“ (S. 473–489). Die großartige Aufsatzsammlung ist für jeden unentbehrlich, der sich in die Geschichte und die Probleme

me der frühneuzeitlichen deutschen Universitäten vertiefen möchte.

[1706]

Ulrich Köpf

LAUBACH, ERNST: Der Reichsvizekanzler Georg Sigmund Seld im Dienst der Kaiser Karl V. und Ferdinand I. (= Schriften des Vereins für Reformationgeschichte 212). Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2011. 144 S., br. – ISBN 978-3-579-05768-2.

Die Reichsvizekanzler des 16. Jahrhunderts waren Rechtsexperten und Politiker aus der zweiten Reihe, die im engen Umfeld der Kaiser agierten und gerade deshalb bis heute lohnende Forschungsobjekte sind. Die von Ernst Laubach vorgelegte Studie zu Tätigkeit und Person des gebürtigen Augsburger Georg Sigmund Seld (1516–1565) zeigt das Handlungsspektrum eines bürgerlichen Juristen bei Hofe zwischen Kanzleiarbeit und den Brennpunkten der Reichspolitik. Es umfasste eine Vielzahl eng verknüpfter Bereiche: vom Metier des Juristen und Fachmanns für Rechtsfragen des Reiches bis hin zu Aufgaben, die heutzutage einem Regierungssprecher obliegen würden. Auch der Einsatz als Dolmetscher für den französischsprachigen Kaiser Karl V. und als Diplomat gehörte dazu. Eine Behördenstruktur wie sie heute üblich ist, war erst in Ansätzen sichtbar.

Seld kam nach dem Studium in Padua, Bologna – wo er im Jahr 1538 promovierte – und Bourges (Frankreich) über den Hof Herzog *Ludwigs X.* von Bayern-Landshut 1547 als „qualifizierter Sachbearbeiter“ (S. 17) in die Kanzlei *Karls V.* Bald trat er als kaiserlicher Sprecher vor deutschen Fürsten in Aktion. Unter beiden Monarchen Karl V. und *Ferdinand I.* diente er als Reichsvizekanzler. Laubach arbeitet heraus, dass Selds Einfluss unter Karl V. weniger ausgeprägt war als unter seinem Nach-

folger und Bruder. Umfangreiche Quellenbewertung ist mit der neueren Literatur verbunden. Seld gestaltete die Reichspolitik im Spannungsfeld kaiserlicher und ständischer Interessen mit. Er agierte, während das Konzil von Trient tagte, auf den wichtigen Reichstagen und handelte mit den Passauer Vertrag und den Augsburger Religionsfrieden aus. Unter Kaiser Ferdinand übte Seld seinen Einfluss vor allem im Geheimen Rat, bei der Abfassung diplomatischer Schreiben und in schriftlichen kaiserlichen Gutachten aus. Dass Seld ihr Hauptverfasser ist, arbeitet Laubach auf verdienstvolle Weise heraus. Außerdem hielt Seld für die bayerischen Herzöge, seine Heimatstadt Augsburg und die Firma *Fugger* die Verbindung zum Kaiserhof.

Niemals freilich spielte Seld die Rolle eines leitenden Ministers wie etwa der Bayer Leonhard *von Eck* oder der ältere *Granvella*. Seld strebte dies offenbar auch nie an. Persönlich war er ein erasmisch geprägter Humanist, der auf den Reformbedarf der römischen Kirche hinwies, und von katholischen wie protestantischen Ständen als kompetent und integer geachtet wurde. Laubach hat die erhaltene Korrespondenz geschickt auswertend integriert. Die Übersetzung der zahlreichen französischen und lateinischen Zitate würde die Lesbarkeit der interessanten Biographie für ein breiteres Publikum erhöhen.

[1707]

Wolfgang Weber

GANZER, KLAUS: Die religiösen Bewegungen im Italien des 16. Jahrhunderts (= Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung 63). Münster: Aschendorff, 2003. VII + 82 S., br. – ISBN 3-402-02984-7.

Die schmale Monografie widmet sich den unterschiedlichen religiösen Reformströmungen, die in italienischen Städten und Regionen der frühen Neuzeit wirksam

waren. Ausgangspunkt der Darstellung ist das Aufkommen des Renaissance-Humanismus in den italienischen Stadtstaaten des späten Mittelalters, das auf eine reformbedürftige Kirche, Religion und Theologie einwirkte. So strahlten schon im 15. Jh. Reformideen auf das Mönchtum, aber auch auf das Papsttum aus. Gegen Ende des 15. Jh. verband sich das Wirken des Bußpredigers und Dominikaners Girolamo Savonarola in Florenz mit humanistischen Reformimpulsen. Letztere erfuhren auch durch die Rezeption des *Erasmus von Rotterdam* in Italien Nahrung. Dies bildete den Nährboden für unterschiedlichste „Persönlichkeiten, Zirkel und Gruppierungen“ (S. 12), auf deren Genese und Träger der Vf. eingeht. Dabei finden auch Gestalten wie Bernardino Ochino, Juan Valdés, Pietro Martire Vermigli usw. wiederholt Erwähnung, die das weite Spektrum dissentierender Theologie repräsentieren. – In ganz Italien entstanden daneben verschiedene Bruderschaften und religiöse Laiengemeinschaften (schon vor 1515 das „Oratorium der göttlichen Liebe“ in Rom) sowie Ordensgemeinschaften (Theatiner, Ursulinen, die benediktinische Reformkongregation von Santa Giustina in Padua), die sich den neuen Idealen verpflichteten. Beachtlich ist die Zahl kirchlicher Würdenträger, die sich unter den Schlagworten „Evangelismo“ und „Spirituali“ subsumieren lassen und Kirchenreformen anliegen und ein intensiviertes Frömmigkeitsanliegen vertreten haben. Eines der Leitthemen dieser Gruppierungen bildete die Rechtfertigungsthematik. – Eine Zäsur für die italienischen Reformrichtungen und ihre Vertreter bedeutete das Regensburger Religionsgespräch von 1541, die Positionen zur Rechtfertigungslehre der hier in vorderster Linie teilnehmenden Kardinäle Giovanni Morone und Gasparo Contarini stießen im Kardinalskollegium in Rom auf Skepsis. Beide – wie auch der Kardinal Reginald Pole – waren Schlüsselfiguren in sich bildenden Reformkreisen und -gruppierungen

in Italien, die ein breites Spektrum von Reform- und Frömmigkeitsanschauungen repräsentierten und doch keinen offenen Bruch mit der römischen Kirche anstrebten. Ins Visier der Kurie gerieten diese Persönlichkeiten und ihre Anhänger ab der Jahrhundertmitte durch die Neuorganisation der Inquisitionsbehörde (unter maßgeblicher Beteiligung von Gian Pietro Carafa / Paul IV.), die Rechtfertigungsdebatte auf dem Trienter Konzil und die Einführung des Index der verbotenen Bücher. Seit den 1540er und 50er Jahren waren die Vertreter des italienischen „Evangelismo“ bzw. die „Spirituali“ zunehmend Repressionen ausgesetzt, wovon auch Morone, Contarini und Pole sowie der päpstliche Protonotar Pietro Carneseccchi (als Häretiker 1566 hingerichtet) betroffen waren. Die Repressalien führten insgesamt zu „eine[r] Verarmung der italienischen Kultur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts“ (59), was auch nicht aufgefangen wurde durch die Gründung von neuen Ordensgemeinschaften und Kongregationen (Jesuiten und Oratorium Philipp Neri), die sich besonders Seelsorge und Erziehung- bzw. Bildungsaufgaben zuwandten.

Mit dem Tridentinum wurden die ursprünglich durch den Humanismus beeinflussten und vielfach vom individuellen Frömmigkeitsstreben getragenen religiösen Bewegungen Italiens, die sich durchaus mit dem am Beispiel der süddeutschen Handelsmetropole und Reichsstadt Augsburg als „frühkonfessioneller Pluralismus“ (H. Zschoch, 1996) bezeichneten Milieu vergleichen lassen, massiv eingedämmt. So ist es für Ganzer „eine Tragik, dass die religiösen Aufbrüche im Italien der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts [...] auf lange Sicht nicht zum Tragen kamen“ (S. 81). Und der Vf. kontrastiert die „schöpferische Aufgeschlossenheit“ der vortridentinischen Zeit mit der „Festungsmentalität“ der nachtridentinischen Epoche (S. 81). Der bezeichnete Vorgang deckt sich mit dem allgemei-

nen, für alle Konfessionen charakteristischen Prozess der Konfessionalisierung am Ende des 16. Jh. Das Panorama, das der Vf. am Beispiel Italiens entfaltet, rückt Vorgänge, die aus deutscher Perspektive häufig kaum wahrgenommen werden, unter Einbeziehung der italienischsprachigen Forschung eindrucksvoll ins Zentrum.

[1708]

Andreas Gößner

SLENCZKA, BJÖRN: Das Wormser Schisma der Augsburger Konfessionsverwandten von 1557. Protestantische Konfessionpolitik und Theologie im Zusammenhang des zweiten Wormser Religionsgesprächs (= Beiträge zur historischen Theologie 155). Tübingen: Mohr Siebeck, 2010. 545 S., Ln., geb. – ISBN 978-3-16-150100-5.

Mit seiner in Berlin eingereichten Dissertation hat Vf. eine hohe Beachtung verdienende Leistung vorgelegt – das sei gleich zu Beginn festgehalten. Sein Vorteil ist, dass Benno von *Bundschuh's* Studie von 1988 (vgl. meine Besprechung in ZBKG 58, 1989, S. 222–224) das gleiche Thema materialreich behandelt hat. Dennoch war die erneute Bearbeitung sinnvoll und – wie sich zeigt – lohnend. Slenczka hat ein Thema behandelt, zu dem der Anmarschweg auch für Historiker vom Fach nicht gerade kurz ist. Deshalb gehen auch viele Fachleute an diesem Thema lieber still vorbei. Dem Vf. ist es dennoch und gerade so gelungen, ein Buch vorzulegen, das äußerste historische Präzision und Feinarbeit an den Quellen mit einer angenehm lesbaren sprachlichen Gestalt verbindet. Archivalien und Quellen wie ältere und neuere Sekundärliteratur sind bestens aufgenommen und verarbeitet. Es ist im Rahmen einer Buchbesprechung nicht möglich, alle Facetten dieses Werkes auszuleuchten. Deshalb sollen hier nur einige Aspekte angedeutet werden.

Am Wormser Religionsgespräch war Philipp Melanchthon auf evangelischer Seite führend beteiligt. Unter den evangelischen Kolloquenten befand sich auch Georg Karg, der brandenburg-ansbachische Generalsuperintendent. Auf der katholischen Seite war Petrus Canisius, der Provinzial der oberdeutschen Provinz der Societas Jesu, dabei, der für Altbayern und die dort durchgeführte Festigung des Katholizismus hohe Bedeutung hatte, weshalb ihm der merkwürdige Titel des zweiten Apostels der Deutschen beigelegt worden ist. Diese Namen machen deutlich, dass das Thema unmittelbar in die Zentren der Geschichte von Reformation und Katholischer Reform auf dem Gebiet des heutigen Bayern hineinragt.

Das Wormser Religionsgespräch war der letzte Versuch, eine Verständigung in der Glaubensfrage auf Reichsebene zu erreichen, aber dieser Versuch ist gescheitert und führte zum Schisma unter den Augsburger Konfessionsverwandten. Es gelingt dem Vf., eine differenzierte Sicht der als „Gnesiolutheraner“ bezeichneten Gruppe von Theologen unter den Schülern Luthers und Melanchthons vorzustellen, sie nicht in so großer Abhängigkeit von Matthias Flacius Illyricus, dem Hauptkontrahenten des Einigung erstrebenden Melanchthon, darzustellen, wie das oft geschehen ist. Dadurch ergibt sich eine differenziertere Sicht dieser einzelnen Gestalten. Damit leistet Vf. einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der ganzen Epoche und ihrer einzelnen Repräsentanten. Nur zu oft ist mit Etikettierungen der Vertreter dieser Generation deren wahre Leistung letzten Endes unterbelichtet geblieben. Dass für das Scheitern der Einigung die Frage der Stellungnahme zum Osiandrismus und die Haltung der württembergischen Theologen maßgeblich verantwortlich sind, kommt überzeugend zum Ausdruck. Melanchthons klare Abweisung der Lehren Zwinglis ist hier zu verorten, obwohl er als Sprecher der Wittenberger wenig später einer ihm oft ange-

kreideten Verständigung mit *Calvin* näher kam. Vf. arbeitet klar heraus, was ein Schisma eigentlich bedeutet. Auf diesem Hintergrund wird freilich erst recht verständlich, was die Überwindung dieses Schismas in den Verhandlungen auf dem Weg zur Konkordienformel (1577) eigentlich geleistet hat.

Der Band ist in der angesehenen Reihe „Beiträge zur historischen Theologie“ erschienen und trägt daher auch alle Vorzüge einer komfortablen Ausstattung. Differenzierte Register sind wirkliche Hilfen, schnell an gesuchte Informationen zu gelangen. Auffallend wenige Druckfehler unterstreichen die Qualität der vorliegenden Leistung. Man spürt in diesem Buch, was der Vf. im Vorwort (S. VII) sagt: „Schismen sind selten Ruhmesblätter in der Geschichte der Kirche. Die Beschäftigung mit dem Wormser Schisma der Augsburger Konfessionsverwandten von 1557 habe ich jedoch als sehr lohnend erlebt – nicht nur wegen des Erkenntnisgewinns im Blick auf die theologie- und kirchengeschichtlichen Entwicklungen nach dem Augsburger Religionsfrieden, sondern auch wegen der Ernsthaftigkeit, mit der von allen Seiten in Worms die Auseinandersetzungen um die Wahrheit des Glaubens geführt worden sind. Möge sich davon auch den Leserinnen und Lesern dieses Buches etwas vermitteln.“ – Als Rezensent habe ich in diesem Buch viel gelernt und empfehle diese Lektüre sehr. Der Preis von 109 Euro trägt wahrscheinlich mit dazu bei, dass das Buch nur von einem erlesenen Benutzerkreis rezipiert werden kann.

[1709]

Rudolf Keller

MICHEL, STEFAN / STRASSBERGER, ANDRES (Hg.): *Eruditio – Confessio – Pietas. Kontinuität und Wandel in der lutherischen Konfessionskultur am Ende des 17. Jahrhunderts.* Das Beispiel Johann Benedikt Carpzovs (1639–1699) (= Leu-

corea-Studien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie, Bd. 12). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2009. 436 S., geb. – ISBN 978-3-374-02725-5.

Aus einer kleinen Tagung im Frühjahr 2007 in Großbothen, südöstlich von Leipzig gelegen, ist ein stattlicher, inhaltsreicher Aufsatzband geworden, der für die Theologie und Frömmigkeitsgeschichte der Frühen Neuzeit wichtige neue Akzente und Perspektiven setzt. Das Tagungsthema lautete: „Johann Benedikt Carpzov (1639–1699). Spätorthodoxe Universitätstheologie, Gelehrten- und Predigtkultur an der Wende zur Neuzeit.“ Der früh verstorbene Leipziger Kirchenhistoriker Günther Wartenberg hatte wesentlichen Anteil an der Zusammenkunft dieses Forscherkreises und der Veröffentlichung ihrer Beiträge. Für die komplexe Übergangszeit von Orthodoxie, Pietismus und Frühaufklärung nimmt die Gestalt des Leipziger Pfarrers an St. Thomas und Theologieprofessors Johann Benedikt Carpzov (II.) und seine Stellung in der Geschichte der Leipziger pietistischen Bewegung eine Schlüsselrolle ein, die für ihn selbst wie für seine Gegner, vor allem Philipp Jakob Spener und Christian Thomasius, in diesen Aufsätzen zu neuen Erkenntnissen und weiterführenden Horizonten geführt hat.

Mit der Trias von eruditio, confessio und pietas wird an die in der älteren Pietismus- und predigtgeschichtlichen Forschung übliche Verfallsperspektive über die Spätorthodoxie als toter Gelehrsamkeit angeknüpft und zu einer neuen Sicht auf die Orthodoxie und vor allem ihrem Frömmigkeitsverständnis fruchtbar zu machen versucht. Der Mitherausgeber Andres Straßberger leitet den Band mit einer gelehrten Studie über Aspekte im Leben und Werk Johann Benedikt Carpzovs ein (S. 19–60), in der er unter dem Dreischritt der eruditio, confessio und pietas die Leipziger Vorgänge im ausgehenden 17. Jh. als Epo-

chenumbruch für den kirchengeschichtlichen Übergang zur Neuzeit zu markieren versteht. Dabei werden die Überschneidungspotentiale von Pietismus und Frühaufklärung in ihrer gemeinsamen Frontstellung zur Orthodoxie besonders auch dort deutlich, wo es um die Frage geht, wer im Falle theologischer Kontroversen eigentlich zu entscheiden habe. Carpzov wandte sich strikt gegen die Meinung Speners, der im Streitfall auch die Obrigkeit eingeschaltet sehen wollte. Carpzov vertrat dagegen „das theologisch begründete Selbstbild eines orthodoxen Predigers als eines allein der göttlichen Wahrheit verpflichteten Wächters über die offenbarten Heilslehren ...“ (S. 45). Christian Thomasius hat später die Destruktion des orthodoxen Kirchenbegriffs weiter ausgebaut. Mit seinem neuen Kirchenrechtsverständnis, des sog. rationalen Territorialismus, unterminierte er das theologische Selbstverständnis der lutherischen Orthodoxie an neuralgischer Stelle. „Denn gerade das in der Predigt öffentlich geübte und gegebenenfalls auch obrigkeits- und sozialkritische Wächteramt, wie Carpzov es ... verteidigte, prägte sein Selbstverständnis als lutherisch-, orthodoxer Prediger auf grundlegende Weise. Mittelfristig führten die mit der Etablierung des aufgeklärten Absolutismus engstens in Zusammenhang stehenden Entwicklungen dazu, dass das theologische Straf- und Wächteramt nicht nur sukzessive eingeschränkt, sondern letztlich vollends ausgeschaltet wurde. In der Folge bewegten sich dann sowohl der deutsche lutherische Pietismus als auch die deutsche protestantische Aufklärung ganz überwiegend in ‚staatsfrommen‘ Bahnen.“ (S. 44f) Auch zur Predigtkultur und zur Bedeutung der Memoria in der lutherischen Orthodoxie und ihrer Kritik in Pietismus und Aufklärung hat Straßberger gewichtige Forschungen vorgelegt (S. 261–314), die zu weiteren Erkundungen ermuntern.

In dem Beitrag von Markus Matthias „Johann Benedikt Carpzov und Christian

Thomasius. Umstrittene Religions- und Gewissensfreiheit“ (S. 223–247) wird dieser Epochenbruch zwischen Orthodoxie und Frühaufklärung im Verständnis von Theologie und Kirche besonders markant, wenn er zu Christian Thomasius feststellt: Es ist „der konsequente Versuch des Frühaufklärers, nicht nur das Recht und die Rechtswissenschaft aus dem Begründungszusammenhang einer christlichen Offenbarungsreligion und damit von der Theologie zu befreien, sondern zuletzt ... der Theologie überhaupt jede wissenschaftliche und der Kirche jede eigenständige gesellschaftspolitische Legitimität abzuspülen – mit der historisch fatalen Folge, dass Theologie und Kirche ihre politische Verantwortung über eine lange Zeit in der Regel nur herrschaftsaffirmativ, nicht aber selbständig-kritisch wahrnehmen konnten“ (S. 223). „Es hat bis ins 20. Jh. gedauert, dass die Evangelischen Kirchen in Deutschland wieder ihr eigenes Kirchesein und die Notwendigkeit eines eigenen kirchlichen Rechts entdeckt haben und der Staat sein Verhältnis zur Kirche in einer freiheitlichen Form organisiert hat.“ (S. 247)

Die Reihe der gewichtigen Aufsätze seien nur noch jeweils mit ihren Titeln genannt, die allesamt neue und weiterführende Forschungen präsentieren. Günther Wartenberg hat die Carpzovs als mitteldeutsche Gelehrtenfamilie der Frühen Neuzeit knapp gezeichnet (S. 63–72); sein Vortrag wurde nach seinem Tod von seiner Tochter zur Druckfassung gebracht. Von Wartenberg ging auch die Anregung aus, die Tagungsbeiträge auf das 600jährige Jubiläum der Universität Leipzig 2009 zuzuspitzen, so dass mit Detlef Döring ein kompetenter Beitrag über die Stellung der Universität Leipzig innerhalb der wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklungen der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts vorliegt (S. 73–91) und Andreas Gößner die Theologische Fakultät Leipzig zur Zeit Carpzovs (1684–1699) dargestellt hat (S. 93–106). Dietrich Blaufuß berichtet kenntnisreich

über den Briefwechsel zwischen Johann Benedikt Carpzov und Gottlieb *Spizel* in Augsburg (S. 107–124). Schon 1975 hatte er die Forschungen von Hans *Leube* aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, des Bahnbrechers der Orthodoxieforschung im 20. Jahrhundert, herausgegeben und seitdem mit eigenen Beiträgen und Editionen nicht nur die Pietismusforschung, sondern auch die Orthodoxieforschung wesentlich gefördert. Über die hebraistischen Studien in Leipzig am Ende des 17. Jahrhunderts und Carpzov als Alttestamentler und seine Auseinandersetzung mit Richard *Simon* berichten Stefan *Michel* (S. 125–148) und Sascha *Müller* (S. 149–160). Ernst *Koch* widmet sich der epochal bedeutsamen Gegnerschaft zwischen Johann Benedikt Carpzov und Philipp Jakob Spener auf gründlicher Quellengrundlage (S. 161–182) und kommt zu dem Ergebnis, dass die beiden Theologen „an einem Wendepunkt agierten, der weit mehr bedeutete, als sich an der Oberfläche theologischer Positionen und Argumente zeigte. Er betraf das Gesamtgefüge der Theologie und ist in seiner Tiefe in der einfachen Alternative Pietismus versus Orthodoxie nicht zu begreifen“ (S. 182). Susanne *Schuster* stellt die Kontroverse zwischen Carpzov und August Hermann *Francke* im Zusammenhang der Leipziger Unruhen dar (S. 183–202) und edierte am Schluss des Bandes auch das bedeutsame Pfingstprogramm 1691 von Carpzov (S. 411–430). Albrecht *Beutel* lenkt den Blick auf die Konturen der orthodoxen Predigtlehre (S. 251–260), indem er das klassische Lehrbuch der lutherisch-orthodoxen Homiletik, das „Hodegeticum“ von 1652 von Carpzov senior, das sein Sohn 1675 erneut herausgab, einer genauen Analyse unterzieht. Damit kann er die immer wieder unbeschene wiederholten Vorurteile über die Predigt in der lutherischen Orthodoxie (logisch-abstrakter Charakter und begriffspaltende, schulmeisterliche Methodenvielfalt) deutlich zurückweisen und die pietas als oberstes Ziel aller Predigtarbeit in

der Orthodoxie, ihre Text- und Hörerorientierung, herausstellen. Freilich ist es eine pietas, die nicht vorwiegend auf die subjektive Erbauung des Einzelnen wie in Pietismus und Aufklärung zielt, sondern in der Erbauung der Gemeinde Gottes, der Kirche zum Ruhme Gottes, ihr Schwergewicht hat. Joachim *Jakob* stellt Carpzovs „Außerlesene Tugendssprüche“ von 1685 vor (S. 315–328) und Katrin *Löffler* gibt von germanistischer Seite einen fundierten Einblick in das riesige Corpus der Leichenpredigten Carpzovs im Vergleich mit denen von Valerius *Herberger* (S. 329–361). Mit Michael *Beyers* interessanten Beobachtungen an den Leichenpredigten Carpzovs (S. 363–382), dem ein sehr verdienstliches Verzeichnis seiner in 7 Bänden vorliegenden Leichenpredigten (S. 383–404) sowie einem dazugehörigen Namensregister angefügt ist (S. 404–408), schließt dieser gehaltvolle Aufsatzband, der für die theologische Frühneuzeitforschung, insbesondere Orthodoxieforschung, neue Forschungsergebnisse und weiterführende Perspektiven bereithält. [1710]

Wolfgang Sommer

HÄGGLUND, BENGT: Chemnitz – Gerhard – Arndt – Rudbeckius. Aufsätze zum Studium der altlutherischen Theologie. Hg. von Alexander *Bitzel* und Johann Anselm *Steiger* (= Texte und Studien zum Protestantismus der 16. bis 18. Jh. 1). Waltrop: Spenner, 2003. II + 266 S., br. – ISBN 978-3-933688-93-4.

Zu einer vernachlässigten Epoche der lutherischen Theologiegeschichte bieten die von 1971/72 bis 2001 erstmals erschienenen Beiträge Bengt *Hägglunds* nach wie vor lehrreiche Einsichten. Martin *Chemnitz*, Johann *Gerhard*, *Flacius Illyricus*, dann auch Johann *Arndt* sind themengebend, aber auch theologische Fragen im Längsschnitt wie Pneumatologie, Ekkle-

siologie, Gotteslehre – häufig verbunden, verglichen, konfrontiert mit Antworten der Reformation oder des nachreformatorischen Luthertums. Kirchenväterverständnis ebenso wie das Gegenüber von Sozinianismus und orthodoxem Luthertum werden behandelt. (Zu dem Sozinianismus-Beitrag ist festzuhalten, dass die hier S. 129 genannte, S. 131 als Werk von „insgesamt 505 Seiten“ genannte und besprochene, der Universität Oslo im Jahr 1992 als Maschinentext eingereichte, 1993 approbierte Dissertation wohl 1993 in Kristiansand gedruckt ist [XII + 533 S.] – Exemplar in Königl. und Univ.-Bibl. Kopenhagen, Sign. *US4-B4137*). Zur Schriftauslegung und Wort Gottes-Theologie (Johann *Gerhard*) – dies etwa in Auseinandersetzung mit Hermann *Rahmann* – kommen prominente Vertreter der lutherischen Orthodoxie zu Wort (Balthasar *Meisner*). Drei Vorzüge des Sammelbandes sind festzuhalten: Die Beiträge sind gut belegt. Stilistisch sind die Texte ebenfalls gut nachvollziehbar. Und schließlich beachtet Hägglund bei sorgsamer Sicht auf Details auch in der gegebenenfalls zu korrigierenden Literatur (S. 105f) immer auf die durchgehenden, übergreifenden Perspektiven. [1711]

Dietrich Blaufuß

SCHMIDT, BERNWARD: Virtuelle Büchersäle. Lektüre und Zensur gelehrter Zeitschriften an der römischen Kurie 1665–1765. Paderborn – München – Wien – Zürich: Ferdinand Schöningh, 2009. 459 S., geb. – ISBN 978-3-506-76864-3.

„Bey Untersuchungen muß Freyheit herrschen; der forschende Geist muß durch keine vor Augen liegende Ruthe forchtsam gemacht werden. [...] Der vernünftigste Zweck der Scribenten kan nur die Vermehrung von Erkenntniß und Tugend seyn. Da ein jeder nach seiner eigenen Einsicht davon reden muß, wann er diesen Zweck hat,

so ist Sonnenklar, daß hierzu Toleranz und Freyheit unentbehrlich ist. Aber eben so nöthig ist sie dem Schriften=Richter. Ohne die Toleranz, oder die Freyheit der Presse, hat entweder derselbe die nöthigen Eigenschaften eines solchen Richters nicht; oder wann er sie hat, so kan er sie nicht ausüben. [...] Auch sey es ferne, daß ich eine vernünftige Censur der Schriften für verwerflich halte.“ Dieses Zitat stammt aus Johann Jakob *Breitingers* 1748 entstandener Vorrede zu den von ihm herausgegebenen *Frey-müthigen Nachrichten Von Neuen Büchern*, einer Schweizer Rezensionszeitschrift, die von 1744 bis 1763 in Zürich erschien. Breitingers Plädoyer für Toleranz und Pressefreiheit enthält eine Fülle von Aussagen, die für die Aufklärungsforschung und das Konstrukt des einschlägigen Epochenbilds topische Valenz besitzen. Zeitschriften und Zeitungen, die sich seit der Wende zum 18. Jh. generell wachsender Beliebtheit erfreuten, standen auch in protestantischen Ländern oft im Visier der Zensur, deren grundsätzliche Berechtigung selbst von den Anhängern einer Pressefreiheit nicht in Frage gestellt wurde. Sie war aber, wie der obige Textauszug zeigt, der Autorität der Vernunft unterzuordnen, wie immer man diese verstand. Bernward Schmidt wendet sich in seiner unter dem Patronat Hubert *Wolfs* verfassten Dissertation den im Umfeld der römischen Kurie entstandenen oder in deren Rezipientenkreis verbreiteten Zeitschriften zu, eine äußerst verdienstvolle Themenwahl, die den Horizont der Aufklärungsforschung auf das katholische Italien ausweitet und der Einlösung eines wissenschaftlichen Desiderats gleichkommt. Selbst der mehrfach (z.B. S. 134, Anm. 389) hervorgehobene Mangel an Vorarbeiten zur Geschichte der kurialen Theologie hielt den Vf. nicht ab, den bis jetzt auch infolge erschwerten Quellenzugangs vernachlässigten Gegenstand zu behandeln.

Schmidts Buch besteht aus einer Einleitung, aus einem ersten, *Gelehrte Zeitschrif-*

ten und ihre römischen Leser betitelten Hauptkapitel (S. 35–207) und aus einem zweiten Teil über *Gelehrte Zeitschriften und römische Zensur 1665–1765* (S. 211–357), ferner einer Zusammenfassung mit Ausblick (*Gelehrtes Rom – Gelehrte Leser – Gelehrte Zeitschriften*; S. 359–370) und einem Anhang mit Texten und Dokumenten (S. 373–391). Neben den üblichen Verzeichnissen (Abkürzungen, Literatur) befinden sich unter den „Indices“ eine tabellarische Übersicht zur römischen Zensur gelehrter Zeitschriften (S. 396–405), des Weiteren ein Verzeichnis historischer Personen (S. 441–459), das auf die von Hubert Wolf herausgegebene Prosopographie des DFG-Projekts *Römische Inquisition und Indexkongregation* sowie auf die zu erwartende, das 16. und das 17. Jh. umfassende Fortsetzung verweist.

Das Eingangsmotto, das den *Mélanges d'histoire et de littérature* (Paris 1700) von Noël d'Argonne [Vigneul-Marville] entnommen ist, leitet die Studie Schmidts mit einer enthusiastischen Selbstbeschreibung der Gelehrtenrepublik ein, deren Idealbild durch die Zensur getrübt wird, die aber zweifellos zum Betrieb frühneuzeitlicher Gelehrsamkeit gehört. Im Vorwort umschreibt Schmidt den Gegenstand, beklagt zu Recht die bisherige Vernachlässigung der lateinsprachigen Zeitschriften durch die Forschung, mahnt Zurückhaltung im Gebrauch des Begriffs ‚Frühaufklärung‘ an, tritt der häufigen Fixierung auf den deutschen Sprachraum entgegen und ordnet die Zeitschriften sowie den Index verbotener Bücher der in letzter Zeit wiederholt behandelten ‚Historia literaria‘ zu (S. 67 und 369), der schon die Hg. der Periodika in ihren Vorreden die gelehrten Journale zurechneten. Die Materialfülle zwang Schmidt zur Auswahl: Behandelt werden der *Journal des Sçavans*, der *Giornale de' Letterati*, die Leipziger *Acta eruditorum*, Pierre Bayles *Nowvelles de la République des Lettres* sowie die *Bibliothèque universelle et historique*, in der John Lockes Ver-

nunfttraktat schon vor seinem Erscheinen in der englischen Originalsprache in französischer Übersetzung erschienen war. Verdienstvoll sind die Unterscheidung von statischem und dynamischem Wissen sowie die Hervorhebung der Beziehung von Historie und Kontroverstheologie (S. 143), die für die Geschichte frühneuzeitlicher Historiographie äußerst nützlich ist und bislang allzu selten festgestellt wurde (S. 139). Zwar stehen in Schmidts Monographie die Bibliotheken der oft mit Zensurmaßnahmen beschäftigten Kardinäle (S. 151 und 445; Girolamo Casanate!) im Mittelpunkt, beiläufig erscheinen aber auch die Ordensbibliotheken als wichtige Umschlagplätze romtreuer Gelehrsamkeit (z.B. S. 163, Anm. 82). Tatsächlich spielten Buchproduktion und Bibliotheken der zentralistisch organisierten Kapuziner, wohl auch die Jesuiten südlich und nördlich der Alpen bei der Distribution kurialer Wissensbestände eine wichtige Rolle, die zu erforschen freilich nicht zum Arbeitsprogramm Bernward Schmidts gehörte. Am Rand seien etwa die Bücherschenkungen von Domenico Passionei (1682–1761) an die Luzerner Kapuziner erwähnt, als dieser in der Zentralschweiz das Amt des apostolischen Nuntius innehatte.

Zu Recht beschränkt sich Schmidt, auch im Blick auf Rom, auf einzelne einigermaßen überblickbare Themenbezirke, deren Behandlung aber dennoch ein recht umfassendes Bild der Tätigkeit kurialer Gelehrter ergibt. Da manche Zeitschriften Werke von Jansenisten und Protestanten bekannt machten, waren sie sowohl Zielscheiben der Bücherzensur als auch den Zensoren willkommene Informationsquellen. Päpste (*Clemens XI.* und *Benedikt XIV.*) förderten Akademien. Gelehrte Italiener wie Antonio Magliabechi (1633–1714), der auch ein Briefpartner des Augsburger Polyhistor Gottlieb Spizel war, unterhielten Kontakte zu protestantischen Gelehrten und versorgten interessierte Landsleute mit Informationen aller Art. In Rom macht

Schmidt Leser gelehrter Zeitschriften, vor allem Mitarbeiter römischer Gelehrter, Bibliothekare und Bibliotheksbesitzer, auffindig und kann den Zensoren einen Platz in der Gelehrtenrepublik zuweisen (S. 199f). Rom war die wichtigste Residenzstadt des katholischen „pio letterato“, den die Treue zur römischen Kirche auszeichnete: „Dabei ist die *pietas* durchaus in einem doppelten Wortsinn zu verstehen: Als katholische Gläubigkeit ebenso wie als Loyalität gegenüber dem Papsttum und dem Sozialsystem der Kurie.“ (S. 202) Selbst der römische Index zählte, wie angedeutet, zum Grundinventar der Litterärgeschichte (S. 204).

Im zweiten Teil der Monographie beschäftigt sich Schmidt mit der römischen Zensur und ihrer Geschichte, mit auf den Index gesetzten Enzyklopädien (Johann Heinrich Alsted) und den ins Schussfeld der Kritik geratenen Zeitschriften, z.B. den Leipziger *Acta eruditorum*. Nach einem langwierigen Verfahren, in das lokale und kuriale Zensurinstanzen verwickelt waren, wurde das renommierte deutsche Periodikum, über welches die mit der Zensur befassten Kardinäle durchaus unterschiedlicher Meinung waren, in das Verzeichnis verbotener Bücher aufgenommen, wo es bis zum Jahr 1948 verblieb. Indexsekretär Tommaso Agostino Ricchini, der sich um den Index von 1758 verdient machte, waren die Zeitschriften grundsätzlich verdächtig, weshalb er diese Literaturgattung generell verbieten wollte.

Von zentraler verfahrenstechnischer Bedeutung waren die Zensurgutachten, in denen Verbotsanträge auf unterschiedliche Weise begründet wurden. Sie bezogen sich vor allem auf kontroverstheologisches Schrifttum, theologische Polemik im Allgemeinen sowie auf die Bibelexegese und schenkten, anders als vielleicht erwartet, dem frühaufklärerischen Rationalismus und den Naturwissenschaften auffallend wenig Beachtung. Im Mittelpunkt zensorischer Aktivität standen die Abwehr des

Gallikanismus, des Jansenismus und des Episkopalismus, die Verteidigung der päpstlichen Superiorität sowie kurialer Machtansprüche, ferner die Bekämpfung der protestantischen Rechtfertigungslehre. Die von den römischen Autoritäten ausgehende Kirchengeschichte war, nicht anders als die ihrer inner- und interkonfessionellen Gegner, die Magd der Kontroverstheologie (S. 327), wie das antigallikanische Werk Giuseppe Agostino Orsini und mehr noch Domenico Bernini's *Istoria di tutte l'Eresie* (1705) bezeugen, die dem Geschichtsbild der kurialen Zensoren nahe komme (S. 325).

Schmidt benennt vier Aussagenfelder, die von der Zensur gelehrter Zeitschriften hauptsächlich betroffen waren: die Anfänge der Kirche in den ersten vier Jh. (1), Häresien des Hoch- und Spätmittelalters (2), die Reformation und die Angriffe auf das Papsttum (3) sowie die mit der Ursprungstreue gegebene Kontinuität der römischen Amtskirche (4). Doch kann von einer Abschottung Roms von der damals zeitgenössischen Gelehrsamkeit nicht die Rede sein: Man zeigte keinerlei Hemmung, protestantische Literatur zu lesen; Zensoren arbeiteten an gelehrten Zeitschriften mit, ersparten sich aber differenzierte Auseinandersetzungen mit der bei ihnen verfeimten Literatur; die Jurisprudenz und, wie angedeutet, die Naturwissenschaften waren von der Zensur ohnehin nicht betroffen. Die römischen Theologen „waren in nicht wenigen Fällen gleichermaßen in der Theologie wie auch in der Gelehrtenrepublik zuhause, man könnte durchaus von einer ‚doppelten Staatsbürgerschaft‘ sprechen.“ (S. 368). Schmidt wirft daher die Frage auf, „wie sich die grundsätzlich offene und umfassende Wissenskultur der Respublica literaria zu derjenigen der (katholischen) Theologie verhielt, die zumindest in ihrer scholastischen Form keine derartige Offenheit zeigen konnte.“ (ebd.). Er unterstreicht den beklagten Mangel theologiegeschichtlicher Vorarbeiten, der eine Verortung der kurialen Theologie

erschwert oder gar verunmöglicht. Geht man vom Idealbild der Gelehrtenrepublik als dem Resultat einer apologetischen Selbstdarstellung aus – trotz des unterstellten freien Wissensaustauschs gab es nämlich Kanonisierungstendenzen –, stellt man ferner die vielleicht unvermutet größere, literarische Duldsamkeit der römischen Theologen in Rechnung und zählt die Theologie zu den übrigen Wissensfeldern, verringert sich der Unterschied zwischen weltlicher Wissenschaft bzw. Gelehrtenrepublik auf der einen und der Gottesgelehrsamkeit auf der anderen Seite. So würde noch besser verständlich, warum man „den römischen Gelehrten nur gerecht (wird), wenn man ihre konfessionelle Prägung ebenso ernst nimmt wie ihre Zugehörigkeit zur Gelehrtenrepublik“ (S. 364). Ähnliches gilt in der Frühen Neuzeit übrigens für die konfessionellen Gegner. Dass in den Klöstern und Ordensschulen gelehrten Konventualen der Zugang zum säkularen Wissen und zu dessen Repräsentanten verschlossen sein konnte (aber nicht musste), spricht selbst in ihrem Fall nicht gegen eine Teilhabe an der (oft nur in privilegierten Sektoren aufgenommenen) Wissensproduktion. Die von Schmidt zur Diskussion gestellte „doppelte Staatsbürgerschaft“ römischer Gelehrter geht, so gesehen, fließend in den Begriff einer graduell verschiedenen Partizipation über. Die Partizipationsform der von der römischen Kirche und ihren Tochterinstitutionen kontrollierten Wissensfelder im gelehrten Gesamtgeschehen im Einzelnen zu beschreiben ist eine Aufgabe der Zukunft. Schmidts Monographie gibt den Blick frei auf dieses Neuland, was u.a. in der auch für künftige Untersuchungen wünschenswerten geographischen Reichweite zum Ausdruck kommt (vgl. S. 304 Anm. 63).

Verdienstvoll ist die Veröffentlichung diverser Quellentexte zur Aufhebung des *Journal des Sçavants* (1665), darunter von Auszügen aus der *Histoire critique des journaux* von Denis François Camusat, zur Indizierung weiterer gelehrter Zeitschrif-

ten und vor allem von Ricchinis Liste der zu expurgierenden Bücher, lehrreich schließlich ein Quellenanhang, der Einblick gewährt in die Gutachtertätigkeit von Zensoren (u. a. des Kapuziners Ludwig Neustadt [recte Ludwig von Neustadt]).

Dem hohen historiographischen Niveau von Schmidts Dissertation entspricht die geringe Zahl von Transkriptions- und Druckfehlern sowie anderer Ungereimtheiten: Dissertationen entstanden in der Frühen Neuzeit nicht, wie (S. 69) angenommen, nach der Disputation, sondern fast ausnahmslos als Einladungsschriften zur disputatio, also vor deren Abhaltung. Der Informationsgehalt und die Menge der Zeitschriften wurde lange vor der zweiten Hälfte des 18. Jh. grundsätzlich in Zweifel gezogen (vgl. die anderslautende Aussage S. 223), Gottfried Arnold stand dem Pietismus nicht nur nahe (S. 442), sondern ging als Vf. der *Unparteyischen Kirchen- und Ketzerhistorie* und radikaler Pietist in die Geschichte ein, und Christoph August Heumann war Professor der Litterärge-schichte an der philosophischen, nicht an der theologischen Fakultät der Universität Göttingen (S. 449).

Bernward Schmidt bereichert die bislang protestantismuslastige Geschichte der frühneuzeitlichen Historia literaria durch eine katholische Gelehrte und Länder einbeziehende Arbeit, und dies in einer verständlichen Sprache, die dennoch der Differenziertheit der dargestellten Sachverhalte gerecht wird. [1712]

Hanspeter Marti

CORDES, HARM: *Hilaria evangelica academica*. Das Reformationsjubiläum von 1717 an den deutschen lutherischen Universitäten (= Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte 90). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006. 361 S., geb. – ISBN 978-3-525-55198-1.

Sorgfältig und mit viel Aufwand wird gegenwärtig das 500-jährige Reformationsjubiläum 2017 vorbereitet. Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) hat 2008 eine „Lutherdekade“ ausgerufen und will in dem Jahrzehnt bis zum großen Jubiläum das Anliegen der Reformation und insbesondere Martin Luthers in der Öffentlichkeit wieder deutlicher zu Bewusstsein bringen. So gibt es neun Themenjahre, die mit den Gedenkjahren zu den herausragenden reformatorischen Persönlichkeiten Johannes Calvin zu seinem 500. Geburtstag (2009) und Philipp Melanchthon zu seinem 450. Todestag (2010) eingesetzt haben. Inzwischen wird aber ganz grundsätzlich der Sinn einer Jubiläumsfeier des Reformationsgedenkens 2017 angemahnt. Norbert Lammert, seit Oktober 2005 Präsident des Deutschen Bundestages, bemängelt aus katholischer Perspektive ganz offen die Ausrichtung von Feierlichkeiten aus historischem Anlass einer tiefen Konfessionsspaltung Europas in einer Zeit, die gerade umgekehrt auf Verständigung und Miteinander setzt. Das Jubiläum sei der ökumenischen Arbeit diametral entgegengerichtet und sollte in seiner Konzeption dringend überdacht werden. Zu Hilfe kommt ihm dabei der Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller, Vorsitzender der Ökumenekommission der Deutschen Bischofskonferenz. In einem Gespräch mit dem Evangelischen Pressedienst (epd) vertrat er die Meinung, dass die konfessionelle und liturgische Spaltung der Kirche als wider-natürlich erkannt werden müsse. Es bringe nichts, wenn 2017 der Protestantismus als vorweggenommene Moderne gegenüber dem Katholizismus dargestellt werde. Auf dem Weg zu einer größeren evangelisch-katholischen Gemeinschaft gehe es nicht um „Rückkehr-Ökumene“ gegenüber den Protestanten oder um ein „Nachholen der Reformation“ auf katholischer Seite. Es gehe um wechselseitige Integration, damit es am Ende nicht Verlierer und Gewinner, sondern vertiefte Einsicht auf beiden Seiten

gebe (vgl. epd-Meldung im Sonntagsblatt. Evangelische Wochenzeitung für Bayern, Jg. 67 [2011], Nr. 34, S. 9).

Auf evangelischer Seite werden die Bedenken durchaus von namhaften Theologen geteilt. Im Vorfeld des Besuches von Papst Benedikt XVI. in Deutschland im Herbst 2011 erschien eine Sammlung von Statements, in denen sich führende evangelische Christen wie Ulrich Wilckens oder Hans G. Ulrich zu Wort melden, um konfessionelle Gräben zu schließen und miteinander den christlichen Glauben zu bekennen (vgl. Dominik Klenk [Hg.], Günther Beckstein, Ulrich Parzany u.a.: *Lieber Bruder in Rom! Ein evangelischer Brief an den Papst*, Knauer Taschenbuch Verlag, München 2011). Prominente Vertreter der reformatorischen Bekenntnisse schreiben an den Papst und trauen ihm zu, dass er kraft seines Amtes evangeliumsbezogene Themen als gemeinsames Anliegen von evangelischer und katholischer Kirche im Land der Reformation und damit in der deutschen Öffentlichkeit zu befördern hilft. Geistliche Ökumene, ethische Klarheit, politische Verantwortung der Christen, Vernunft des Glaubens, christliches Menschenbild, Kampf gegen die Armut, Auftrag zur Mission, Christuszentrierung des Christentums sind dabei die Gebiete der gemeinsamen Schnittmengen. Auch die Forderung, Luthers Bann zu lösen, wird dabei nicht vergessen.

Freilich lässt sich der entstandene Widerstreit um das Reformationsjubiläum 2017 an dieser Stelle nicht klären, aber er zeigt zumindest so viel, dass Reformationsjubiläen immer schon das Verhältnis der Konfessionen stark beeinflusst haben und dass der zeitpolitische Hintergrund einer Jubiläumsfeier im Selbstverständnis der eigenen Konfession eine wesentliche Rolle gespielt hat. Die Reformationsjubiläen dienten der Vergewisserung protestantischer Überzeugungen, beschrieben den Zustand reformatorischer Lehre und Kirchlichkeit, profilierten das jeweils vor-

herrschende Lutherbild ihrer Zeit und geben richtungsweisende Impulse für mögliche Neuorientierungen. Insofern ist es notwendig und eine Aufgabe des theologischen Nachdenkens, genauestens darüber Rechenschaft abzulegen, welche Intentionen mit derartigen Jubiläumsfeiern verbunden sind und erreicht werden sollen.

Die historischen Recherchen von Harm Cordes zum Reformationsjubiläum 1717 bekommen hier einen interessanten aktuellen Gegenwartsbezug und können helfen, weg begleitende theologische Profile einer angemessenen Jubiläumskultur reformatorischer Geschichte ereignisse zu entwickeln.

Die an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz entstandene Dissertation befasst sich insbesondere mit dem Reformationsjubiläum 1717 und ist von ihrem Blickwinkel auf die deutschen lutherischen Universitäten gerichtet. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass für die Reflexion und Beurteilung des Reformationsgeschehens vornehmlich das akademische Umfeld zur Stellungnahme herausgefordert war. Die Besonderheit des 200-jährigen Reformationsjubiläums 1717 rührt aber vor allem davon her, dass es an der Schnittstelle von lutherischer Orthodoxie und lutherischem Pietismus eine geistesgeschichtliche Umbruchssituation repräsentiert. Im Gegensatz zur ersten Säkularfeier 1617, die den Geist der lutherischen Orthodoxie atmete und das Reformationsgedächtnis im eigentlichen Sinne erst auf den Termin des Thesenanschlags am 31. Oktober konzentrierte, sowie im Gegenüber zur dritten Säkularfeier 1817, die mit den klaren Idealen der späten Aufklärung verbunden war, fehlt für die 200-Jahrfeier der Reformation im Jahr 1717 eine eingehende kirchenhistorische Würdigung. Dieses Desiderat behebt die vorliegende Studie. Die nahezu in Vergessenheit geratenen „Hilaria Evangelica“, die Ernst Salomon *Cyprian* zum Reformationsjubiläum von 1717 herausgegeben hat, werden systematisch ausgewertet und mit

vergleichender Quellenarbeit kritisch beleuchtet. So kann festgestellt werden, in welche Richtung die Reformationsdeutung und die Luther-Deutung bei der zweiten Säkularfeier im deutschen Luthertum tendierten. Der erste, historische Teil der Arbeit widmet sich darum den privaten und offiziellen Initiativen, die für die Planung und Durchführung des Reformationsjubiläums von 1717 im lutherischen Deutschland maßgeblich waren, während der zweite Hauptteil den theologischen Aspekten nachgeht, die in den Jubiläumsschriften angesprochen wurden.

Der Vf. erläutert die Vorgeschichte des Jubiläums in politischer Hinsicht wie auch im theologischen Urteil der damaligen Zeitgenossen. Repräsentativ für das deutsche Luthertum untersucht der Vf. dann die Jubiläumsfeiern an den zwölf Universitäten Wittenberg, Leipzig, Jena, Tübingen, Rostock, Greifswald, Kiel, Königsberg, Helmstedt, Gießen, Halle und Altdorf, wobei die Reihenfolge bereits eine Wertung des Autors auf der Einordnungsskala von lutherisch-orthodox bis reformatorisch-fortschrittlich widerspiegelt. Auffällig ist in jedem Fall, dass die Feiern zum 200. Jahrestag des Thesenanschlags nahezu vollständig ohne reformierte Beteiligung stattfanden, was die tiefen Gräben innerhalb des Protestantismus im ausgehenden Zeitalter des Konfessionalismus eindrücklich offenbart. 1617 war eine gemeinsame Jubiläumsfeier von Lutheranern und Reformierten noch möglich und 1817 war sie dann wieder neu möglich.

Im Luthertum bzw. in den lutherischen Universitätsstädten freilich fiel die Werbung für die 200-Jahr-Feier der Reformation auf gute Resonanz. Hinsichtlich der Durchführung muss allerdings festgestellt werden, dass es nur dort zu gelungenen Feierlichkeiten kam, wo einzelne Professorenpersönlichkeiten die Vorbereitung federführend in die Hand nahmen. Auch die Aufnahme des Jubiläums in den Kirchengemeinden war abhängig davon, wie inten-

siv die Beziehungen der Stadtgeistlichkeit zur akademischen Lehrerschaft gepflegt wurden und umgekehrt wie stark die Akademiker durch Predigtendienste ins Gemeindeleben integriert waren.

In den akademischen Jubiläumsschriften herrschen historiographische Aspekte der Reformation, die Deutung der Person Martin Luthers und die Darstellung der Errungenschaften der Reformation vor. Dabei wird bisweilen ein differenziertes Bild von Entstehung und Verlauf der Reformation entwickelt, das bereits deutlich über die herkömmliche Darstellung der lutherischen Orthodoxie hinausweist. Die überkommenen Topoi der Reformationsgeschichtsschreibung und der Luther-Deutung werden allenfalls in Gemeindeveranstaltungen und Festpredigten kolportiert. Dennoch wird zwischen akademischer Theologie und gemeindlicher Glaubenspraxis eine enge Verbundenheit demonstriert wie sie bei den Jubiläumsfeiern späterer Jahrzehnte und Jahrhunderte nicht mehr zu erreichen war.

Es gehört weiterhin zu den Eigenheiten der zweiten Säkularfeier des Reformationsjubiläums 1717, dass die aktuelle politische und kirchliche Lage kaum kritisch reflektiert wird, wozu auch eine bewusste Zurückhaltung mit Kritik am konfessionellen Gegenüber beigetragen haben dürfte. Weder den Jesuiten als treibende Kraft der Gegenreformation wird Beachtung geschenkt, noch den Päpsten, die nach dem Tridentinum die römisch-katholische Kirche unter dem Anspruch einer durchgeführten Reform leiteten. Lediglich alte Urteile und Vorurteile werden gegen die römisch-katholische Kirche wiederholt. Man setzt nicht auf Auseinandersetzung, sondern bemüht sich um historische Präzisierung und versucht mancherorts durch neue Editionen einzelner Lutherschriften den historischen Kontext der Reformation besser auszuleuchten. Sowohl die Deutung der Reformationsgeschichte als auch die Deutung der Person Luthers sind jedoch noch deutlich

von der Sichtweise der lutherischen Orthodoxie bestimmt. Zwar bleibt die heilsgeschichtliche Dimension der Reformationsereignisse im Verständnis der Historiographie weitgehend bestehen, doch mischen sich jetzt schon Anzeichen einer immanenten Deutung der Geschichte in die Betrachtungsweisen ein. Als der alles beherrschende Protagonist wird Martin Luther verstanden, so dass selbst so enge Mitarbeiter wie Philipp Melancthon übergangen oder nur eingeschränkt als Reformatoren gewürdigt werden. Die theologischen Differenzierungen innerhalb der protestantischen Bewegung bleiben unberücksichtigt und stehen noch vor ihrer akademischen wie kirchlichen Rezeption, von reformierten Theologen wie Huldrych *Zwingli* und Johannes *Calvin* wird ganz geschwiegen.

„Alles in allem“, so resümiert Cordes seine Studien, „zeugen die Feierlichkeiten zum Reformationsjubiläum von 1717 an den deutschen lutherischen Universitäten von der Vorherrschaft der lutherischen Orthodoxie, neben der nur vereinzelt der lutherische Pietismus als zeitgenössische Reformbewegung hervortritt. Trotz dieser einheitlichen theologischen Grundströmung weist die inhaltliche und formale Gestaltung des Festes eine Anzahl von Varianten auf. Zwar gibt es einen festen Kanon von Themen, [...]. Doch im einzelnen ist Raum für erste Kritik am Reformator, und die Reformation wird auch als historisches und nicht allein als kirchliches Ereignis wahrgenommen“ (S. 308). Es ist vor allem das Verdienst der pietistischen Vertreter, dass die Reformation dem Maßstab der Schrift unterstellt und die Autorität Luthers demgegenüber relativiert wird.

Das umfangreiche Quellenverzeichnis (S. 311–340) zeigt, mit welchem Fleiß und welcher Akribie die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit gewonnen wurden. Die Darstellung ist ganz vorzüglich gelungen, sie ist übersichtlich, klar und gut zu lesen. Vielleicht kann sie auch im Hinblick auf die gegenwärtig durchgeführte Lutherdekade

das Bewusstsein schärfen, dass Reformati-  
onsfeierlichkeiten unter hoher theologi-  
scher und gesellschaftlicher Verantwortung  
stehen. [1713]

Thomas Hohenberger

**BIRKEN, SIGMUND VON:** Der Briefwechsel  
zwischen Sigmund von Birken und  
Catharina Regina von Greiffenberg, hg.  
von Hartmut *Laufhütte* in Zusammen-  
arbeit mit Dietrich *Jöns* und Ralf *Schus-  
ter*. Teil I: Die Texte; Teil II: Apparate  
und Kommentare (= Sigmund von Bir-  
ken, Werke und Korrespondenz 12/  
I-II; = Neudrucke deutscher Literatur-  
werke, Neue Folge 49–50). Tübingen:  
Max Niemeyer, 2005. XXXVIII + 410 S.  
bzw. XII + S. 411–993, 12 sw. Abb., Fa-  
denbroschur. – ISBN 3-484-28049-2.

Die Vorstellung der Edition des Brief-  
wechsels zwischen Sigmund von Birken  
und Catharina Regina von Greiffenberg er-  
folgt reichlich spät. Indes: einzigartige  
Werke erfordern eigentlich ebensolche Be-  
handlung. Und die Erarbeitung des zwölf-  
ten (Doppel-)Bandes von Sigmund von  
Birkens Werke- und Korrespondenzausga-  
be kann man nicht einfach ‚lesen‘ – man  
müsste es nahezu buchstabieren, zum  
Nachvollzug vieler handschriftlicher Be-  
lege am besten im Germanischen National-  
museum Nürnberg beim Archiv des Peg-  
nesischen Blumenordens, wo der Nachlass  
Sigmund von Birkens verwahrt ist. Jeden-  
falls handelt es sich um ein Werk, das Zei-  
ten und Epochen auch sich ändernder For-  
sungsrichtungen überdauern wird. In  
ZBKG 59 (1990), S. 364–367, ist bereits die  
1989 durch Hartmut Laufhütte hg. ‚Selbst-  
biographie‘ auch mit Blick auf das Gesamt-  
unternehmen der von-Birken-Ausgabe  
vorgestellt worden. Nun kann entschieden  
auf die „Einleitung“ des vorliegenden Ban-  
des verwiesen werden. Sie nicht zu lesen  
hieß, sich viele Wege in ein an Informatio-

nen überreiches Werk unnötig zu erschwe-  
ren! Denn dort wird stichhaltig informiert  
über den Briefwechsel („der für die litera-  
tur- und kulturwissenschaftliche For-  
schung interessanteste“), seinen vorliegen-  
den Umfang, die beiden Korrespondenten,  
das Zustandekommen des Kontaktes bei-  
der und die „Themen und Gegenstände“,  
über die „anspruchsvolle Sprachgestal-  
tung“, Informationen zum Lebensalltag  
und das wissenschaftliche Bemühen um  
Catharina von Greiffenberg (S. XIII–  
XXIX).

Nun liegt also die Korrespondenz vor:  
147 im Nachlass Sigmund von Birkens er-  
haltene Briefe von Greiffenbergs und eine  
„noch größer[e]“ ermittelbare (nicht immer  
vorliegende) Anzahl von Schreiben des  
Nürnberger Poeten: „den Daten nach  
lückenlos, dem Wortlaut nach partiell, hin-  
sichtlich der erörterten Inhalte weitgehend  
[zu] rekonstruieren.“ Was dies an ungeheu-  
erer Recherche-Arbeit bedeutet, entnehme  
man der dichten Darstellung der das episto-  
lographische Material von Birkens stützen-  
den, ergänzenden, präzisierenden, ja z.T.  
überhaupt erst sichtbar machenden weite-  
ren Quellen (S. XX; vgl. auch S. XXXIV  
unten) *und* passim den Apparaten und  
Kommentaren. Freilich bietet hier der  
Nachlass Sigmund von Birkens schlechthin  
unvergleichliche Möglichkeiten. Und hier  
waren Bearbeiter mit selten anzutreffender  
Ausdauer am Werk. Nie zweifelhaft war ih-  
nen die unentbehrliche, jeder Mühe werte  
Ermittlung des Briefwechsels als Dialog-  
Geschehen: „Die Wahrnehmung der Art  
des Zusammenspiels von Brief und Gegen-  
brief war für die Rekonstruktionsarbeit von  
größtem heuristischen Wert.“ (S. XXX)

Die 187 und zusätzlich 21 a-, b-Num-  
mern epistolographischen und anderen Ma-  
terials (z.B. 40 Seiten umfassend ein ‚Gut-  
achten‘, Nr. 39a) für den Zeitraum 1663 bis  
1681 wartet jetzt auf eine der Geduld,  
Hartnäckigkeit und Ausdauer der Bearbei-  
ter angemessene Rezeption durch die Nut-  
zer. Der Erkenntnis- und Wissensvor-

sprung des seit Jahrzehnten mit der Materie  
umgehenden Hartmut Laufhütte wird oh-  
nehin uneinholbar sein; Laufhüttes Bitte an  
„besser als er selbst kundige(.) Leser(.)“  
dürfte ins Leere laufen ... (S. XXXVI).

Auch über das ‚formale‘ Vorgehen, die  
Anordnung und Gestaltung der Texte so-  
wie die Gestaltung der Apparate und Kom-  
mentare kann getrost auf die Einleitung  
verwiesen werden (S. XXX–XXXVI). Zu  
Einzelproblemen wie Trennung von Text  
und Erläuterungen in zwei Bände, Verzicht  
auf Anmerkungsziiffern und -buchstaben,  
Kursivdruck etc. ist ohnehin die Editorik  
zuerst gefragt. Dem Rezipienten wird nicht  
wenig Mühe abverlangt. Die Entscheidung  
fiel für ‚unberührte‘ Briefftexte (abgesehen  
von neu formuliertem Briefkopf, Zeilen-  
zähler und Hinweisen auf Seiten- und  
Blattwenden). Bis in die Orthographie und  
Zeichensetzung wurde mögliche Vor-  
lagentreue angestrebt – einige Abbildungen  
lassen dies erkennen. Für die Gestaltung  
der Apparate und Kommentare gilt ein  
Doppeltes. Möglichst allen erreichbaren  
Spuren für Quellenbeschreibung, Textkri-  
tik, allgemeine Einordnung und Einzeler-  
läuterung ist nachgegangen (gelegentlich  
in den Einzelerläuterungen auch weitere  
Schreiben; s. S. 569f); neun Zeilen Text  
können schon einmal 46 Zeilen Kommen-  
tar erfordern (Nr. 14). Entscheidend ist da-  
bei aber zum anderen die Selbstbeschrän-  
kung: „Der Zeilenkommentar soll die [...]  
Texte interpretierbar machen, nicht sie in-  
terpretieren.“ Und das Material sorgt da-  
für, „daß der Kommentator zu tun hat“  
(S. XXXVf).

Das Interesse des Leserkreises der  
ZBKG wird sich gewiss mehr auf Sigmund  
von Birken (1626–1681) richten. Bis ins  
„Evangelische Gesangbuch“ hinein ist er  
mit seinem Lied „Jesus, deine Passion will  
ich jetzt bedenken“ präsent. Von Johann  
Michael *Dilherr* gefördert wirkte er in  
Nürnberg, Wolfenbüttel, Rostock, Nürn-  
berg, Bayreuth und wieder Nürnberg. Die  
Germanistik würdigt ihn als einen der

„wirkungsmächtigste[n] Literatur- und  
Kulturmanager des 17. Jahrhunderts im  
deutschsprachigen Raum [...], dazu ein  
überaus produktiver gelehrter Poet“  
(S. XIV). In der Korrespondenz mit Catha-  
rina von Greiffenberg, der „bedeutendste[n]  
deutschsprachigen Autorin des 17. Jahr-  
hunderts“, kommt natürlich von Birkens  
religiös-theologische Prägung immer zum  
Ausdruck. Vorsichtig wägend ist die Rede  
von „instruktive[n] Einblicke[n] in die sich  
damals anbahnende Subjektivierung lutheri-  
scher Religiosität in Richtung auf den Pi-  
etismus des 18. Jahrhunderts hin, zu der  
beide Partner beigetragen haben“  
(S. XXIV). Gewiss sind noch erheblich  
vielfältigere Beobachtungen in diesem  
Kontext zu machen – man gehe nur den  
Lebensläufen etwa der zu von Birken in  
Beziehung tretenden Theologen nach  
(Friedrich *Ferber*/Nürnberg St. Lorenz  
[1621–1676], S. 539; Christoph *Sowitsch*/  
Oedenburg [† 1692], S. 991; Johann Leon-  
hard *Rinder*/Creußen [† 1681], S. 579) und  
wende sich seiner umfangreichen religiösen  
Dichtung zu. Und Catharina von Greiffen-  
bergs durch die erhebliche politische Irrita-  
tionen hervorrufende Eheschließung um-  
gestoßener Plan einer ganz der „Deoglori“  
hingebenen Lebensweise rief erhebliche  
auch theologische Erörterungen hervor ...

Die Erforschung der Kirchen-  
und Frömmigkeitsgeschichte des 17. Jahrhun-  
derts, nicht nur Nürnbergs, gewinnt aus der  
vorliegenden 1044 Seiten umfassenden Edi-  
tion eine schier nicht in Kürze zu benen-  
nende Fülle nicht nur von Interpretations-  
möglichkeiten, sondern schlicht zunächst  
von Fakten etwa nur über Beziehungsnetze,  
aber auch zu literarischen Abhängigkeiten  
und zur Frömmigkeitspraxis der Zeit. Den  
Weg dahin lasse man sich nicht durch ge-  
wisse offen gebliebene Wünsche wie ein Bi-  
belstellenregister und Abbildungsverzeich-  
nis, ausführlichere Seitentitel, Wiederho-  
lung des jeweiligen (gekürzten?) Briefkop-  
fes in Teilband II, auch gelegentlich nicht  
schnell zu findenden Literaturhinweis

(S. 632, Z.5 s. S. 963 sub Windischgrätz) verdrießen. Die Ausstattung des Werkes ist ansonsten mit fünf Schrifttumsverzeichnissen und einem Incipit-Register der Dichtungen durchaus komfortabel.

Auch für die kirchengeschichtliche Arbeit ist diese Ausgabe des Briefwechsels zwischen Sigmund von Birken und Catharina von Greiffenberg für die einschlägige Zeit und Thematik nicht zu übergehen.

[1714]

Dietrich Blaufuß

KEMPER, HANS-GEORG / SCHNEIDER, HANS (Hg.): Goethe und der Pietismus (= Hallesche Forschungen 6). Halle: Franckesche Stiftungen, bzw. Tübingen: Niemeyer, 2001. VIII + 278 S., Fadenbroschur. – ISBN 978-3-447-06342-5 bzw. 978-3-484-84006-5.

Die liegengeliebene Anzeige des Dokumentationsbandes einer Tagung von 1999 soll nicht untergehen: Autoren und Themen bürgen für ‚längere‘ Geltung des hier Vorgetragenen. Paul Raabe, Hans Schneider, Burkhard Dohm, Horst Weigelt, Gustav Adolf Benrath, Hans-Georg Kemper, Christian Soboth, Hans-Jürgen Schrader und Günter Niggel: selbstredend publizistisch einschlägig ausgewiesen, z.T. (als Archivar, Paul Peucker oder in der Qualifikationsarbeit, Thilo Daniel) hart bei den Quellen arbeitend. Dem Thema sich nähernde Studien behandeln frühere Gestalten und Lokales wie dann auch Pietistisches im engeren Sinn Übersteigendes, aber dies thematisch höchst einschlägig (Christa Harbrich, „Alchemie und Chemie in der pietistischen Tradition“, S. 45–77). Mit Gottfried Arnold, der von Klettenberg, Lavater und Jung-Stilling fällt der Blick auf Goethe leitende und ‚begleitende‘ Werke (Autoren) und Gestalten. Einzelne inhaltliche Aspekte [Genie-Religion, (Radikal-)Pietismus] schließen den Band. Das Miteinander von

Theologen, Germanisten und einer Medizinhistorikerin kann nur als hier fruchtbar und verheißungsvoll praktiziert bezeichnet werden. Der junge Goethe tritt entschieden in den Vordergrund – Reflex der Quellenlage?

[1715]

Dietrich Blaufuß

VORDERMAYER, MARTINA: Antisemitismus und Judentum bei Clemens Brentano (= Forschungen zum Junghegelianismus 4). Frankfurt/M. – Berlin u.a.: Peter Lang, 1999. 300 S., kart., 4 sw. Abb. – ISBN 3-631-34475-9.

Die unter dem Brentano-Experten Konrad Feilchenfeld als Dissertation verfasste Studie widmet sich der jüdischen Thematik bei Brentano. Die Vf. untersucht die volkstümlich-romantischen Arbeiten des Dichters und seine religiösen Schriften nach jüdischem bzw. antijüdischem Gedankengut. Auch Brentanos überlieferten Bibliotheksbestand unterzieht sie einer diesbezüglichen Sichtung und befasst sich zudem mit seinen persönlichen jüdischen Kontakten und deren Niederschlag in Texten und Briefen. So ambivalent – mehrschichtig wie Werk und Leben – erscheint auch Brentanos Haltung zum Judentum. Laut Vf. instrumentalisiert er das Thema, und zwar abhängig von seinem Standort innerhalb zeitpolitischer Abläufe sowie, verbunden damit, innerhalb von Lebensabschnitten, die mit besonderen menschlichen Bindungen und Begegnungen verknüpft waren. Gleichwohl ist das Thema Judentum eine Konstante seines Werks. Ambivalenz und Instrumentalisierung gehen dabei so weit, dass er z.B. die Figur des ‚Ewigen Juden‘ einerseits zur Selbststilisierung benutzt, andererseits für antijüdische Schelte einsetzt, etwa in der berühmt-berühmtesten „Philister“-Abhandlung. Auch erweist sich, dass Brentanos Texte vor dem Hintergrund der mehrfachen Verflechtungen so gut wie keine konkreten Konfigura-

tionen enthalten. Die z.B. im Umfeld des Wiener Kongresses entstandene, extrem jüdenfeindliche Satire „Märchen vom Schneider Siebentodt“ bedient sich keiner anderen als klischeehafter, z.T. dem Grobianismus entlehnter Mittel, um gegen die bürgerliche Emanzipation des Judentums zu polemisieren. Die Judenfeindlichkeit verrät sich dabei als die christlich geprägte Langzeitvorstellung von den Juden als den Christusmördern. Aber auch in Brentanotexten, wo jüdische Figuren nicht negativ konnotiert sind, lassen sich diese nicht konkret bestimmen und bleiben im Klischee kleben. Da jedoch, wie die Vf. nachweist, die Verwendung des überlieferten literarischen Typus vom „Juden“ nicht mehr aktuell war, war Brentanos literarische Auseinandersetzung mit dem Judentum auch nicht mehr zeitgemäß.

Die Arbeit ist literaturgeschichtlich, textkritisch wie biographisch fundiert. Schon das erste Kapitel mit seinem historischen Überblick zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Brentano aus antisemitischer und aus jüdischer Perspektive ist einer eingehenden Lektüre wert. In der Folge überzeugt die Vf. vor allem durch ihre Fähigkeit, trotz des mehrpoligen, differenzierten Ansatzes eine klare Struktur durchzuhalten. So kommt sie zu einleuchtenden Resultaten. Ihrer Einstufung von Brentanos Haltung zum Judentum und deren literarischem Ertrag kann man ohne Einschränkung folgen. Schade, dass das Buch in der Brentano-Forschung seit dem Erscheinen nicht umfassender rezipiert wurde.

[1716]

Elisabeth Fuchshuber-Weiß

HEINZ, WILHELM / FAATZ, MARTIN (Hg.): „Für die Erneuerung der Welt“. Katholische Schüler und das Ideal „Heiliger Frühling“ im 2. Weltkrieg. Würzburg: Echter, 2010. 216 S., kart., Abb. – ISBN 978-3-429-03237-1.

Ziel der Veröffentlichung war es, Zeugnisse junger katholischer Christen aus der Zeit des Nationalsozialismus einschließlich des 2. Weltkriegs vorzulegen. Die jungen Männer waren Schüler am Würzburger bischöflichen Studienseminar Kilianeum und gehörten zu den Gymnasiastengruppen der Schönstattbewegung. Diese in der Umbruchzeit kurz nach Beginn des 1. Weltkrieges in Schönstatt bei Vallendar nahe Koblenz gegründete Bewegung ausdrücklich marianisch geprägter Spiritualität hatte in den 1930er-Jahren Fuß im Bistum Würzburg gefasst. Drei Präfekten des Kilianeums gewannen Herz und Seele ihrer dort untergebrachten Schüler dafür. Diese wollten am Würzburger Neuen Gymnasium Abitur machen und dann Priester werden. Die gemeinsame spirituelle Arbeit stand unter dem Idealbild des aus der Antike stammenden Mythos vom ver sacrum. Christlich anverwandelt wurde daraus die Vorstellung, die Erneuerung eines Volkes und der katholischen Kirche müsse von einer Jugendgeneration ausgehen, die im Dienst Gottes und durch unbedingte, opferbereite Hingabe an die Gottesmutter Maria den Wandel bewirke. Bald erwies sich, dass das Ideal des „Heiligen Frühlings“ sich nur im Gegensatz zur herrschenden NS-Ideologie entfalten konnte. Die Kilianisten waren als Nicht-HJ-Mitglieder Repressalien ausgesetzt, später wurde das Kilianeum beschlagnahmt und in das Polizeipräsidium samt Gestapozentrale für Unterfranken umgewandelt. Die jungen Männer wurden zum Reichsarbeitsdienst, zur vormilitärischen Ausbildung und schließlich zur Wehrmacht eingezogen.

Das Buch zeigt, wie die Handvoll junger Leute, die sich als die ver sacrum-Generation verstanden, mit marianisch-christlichem Korpsgeist, Mut und Gottvertrauen eine eigene, politikferne, vom Glauben beseeelte Perspektive für sich und ihr Volk zu entwickeln versuchten. Sie setzten innere Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Bruderliebe gegen die äußeren, mehr als widrigen

Umstände. Aus erstmals veröffentlichten Zeugnissen – u. a. Briefe zur Gruppenarbeit, Briefe von der Front, Tagebuchnotizen sowie nach 1945 aufgezeichnete Lebensbilder von Gefallenen der Gruppe – gehen die inneren Beweggründe klar hervor. Die emphatische Haltung und das immer wieder aufscheinende Pathos der jungen Kandidaten bezeugen ihren Schwung, ihr inneres Feuer und ihre Glaubensfestigkeit, auch wenn mancher Sprachduktus, manche Formulierung vom zeitgleich üblichen nationalsozialistischen Stil verfärbt sind. Das ver sacrum-Ideal gab durch selbstlose Kameradschaftlichkeit und Gottvertrauen Halt in Schule, Schützengraben und Lazarett und bewährte sich besonders im Chaos der letzten Kriegstage. Der Blick, den die beiden Hg. abschließend in die Nachkriegszeit und auf die weitgehend säkularisierte Gegenwart richten, bekräftigt den aus ihrer Sicht hohen ethischen Wert und die aktuelle Bedeutung des Ideals.

Die Veröffentlichung mischt in gelungener Weise zeitgenössische Zeugnisse und

erläuternde Texte. Der sorgfältig erstellte Anhang enthält alle wichtigen Zusatzinformationen (Glossar wichtiger Abkürzungen und Begriffe, Hinweise zum Personentableau, Anmerkungs-, Quellen-, Literatur- und Abbildungsverzeichnis, Angaben zu den Autoren). Insgesamt liefert das Buch einen weiteren aufschlussreichen Beitrag zur Erforschung der Situation von Priesteramtskandidaten in der NS-Zeit und im 2. Weltkrieg, wird doch deren spezielle Art der Nichtanpassung an das System klar erkennbar. Gleichzeitig zeigt es eindrucksvoll, wie Religiosität und spirituelle Hingabe jungen Menschen Trost und Zuversicht in einer ethisch verwahten, dem Christentum entfremdeten Welt spenden und Sinnggebung vermitteln konnten – Ansporn und Vorbild auch für katholische Gläubige heute, wie die Hg. meinen. Auch deshalb war es ihnen (beide sind hohe Geistliche der Diözese Würzburg) wichtig, an die ver sacrum-Generation unter den Kilianisten zu erinnern. [1717]

*Elisabeth Fuchshuber-Weiß*

## 2. Außerbayerische Territorialkirchengeschichte (Nr. 1718–1725)

Hauschild: Suchet der Stadt Bestes [Hansestadt Lübeck] (Huber) (Nr. 1718) – Brecht: Adam Weiß – Der Crailsheimer Reformator (Huber) (Nr. 1719) – Volkmar: Die Heiligenerhebung Bennos von Meißen (1523/1524) (Eberl) (Nr. 1720) – Hundsnurscher (Bearb.): Investitionsprotokolle der Diözese Konstanz [16. Jh.] I-III (Weiß) (Nr. 1721) – Rymatzki: Hallischer Pietismus und Judenmission (Blaufuß) (Nr. 1722) – Blickle/Schmauder (Hg.): Mediatisierung der oberschwäbischen Reichsstädte (Gößner) (Nr. 1723) – Marahrens: Zur Lage der Kirche. Die Wochenbriefe (Keller) (Nr. 1724) – Hein, Martin/Junghans (Hg.): Franz Lau (1907–1973) (Huber) (Nr. 1725).

**HAUSCHILD, WOLF-DIETER:** „Suchet der Stadt Bestes“. Neun Jahrhunderte Staat und Kirche in der Hansestadt Lübeck, hg. von Antjekathrin *Graßmann* und Andreas *Kurschat*. Lübeck: Schmidt-Römhild, 2011. 312 S., geb., mit Porträtfoto des Autors. – ISBN 978-3-7950-5200-3.

Ursprünglich als Festschrift zum 70. Geburtstag des Autors am 7. August 2011 geplant, musste der Sammelband nun als Gedenkbuch erscheinen. Prof. Hauschild, Sohn eines Pastors am Lübecker Dom, starb am 17. März 2010. Im Jahr 1968 war er zum Pfarrer ordiniert worden. Von 1971 bis 1982 lehrte er Theologie an der Universität München, dann bis 1984 als Ordinarius in Osnabrück und anschließend in Münster. Als Oberkirchenrat der EKD von 1974 bis 1977, zuständig u.a. für die theologische Ausbildung und die Zeitgeschichtsforschung, hatte Hauschild auch die Herausgabe des „Kirchlichen Jahrbuchs“ wieder aufgenommen. Wer ihn nicht vom Studium her kannte, dem ist vielleicht sein zweibändiges, bereits wiederholt aufgelegtes Lehrbuch der Kirchen- und Dogmengeschichte ein Begriff, von manchen auch der „Hauschi“ genannt. Als Forscher hat sich Hauschild – wie sein Lehrer Georg *Kretschmar* (1925–2009) – neben der Patristik, die sein eigentliches Fach war – eben vor allem der kirchlichen Zeitgeschichte zugewandt (vgl. ZBKG 2008, S. 369–371, Nr. 1593). Ganz speziell galt sein Interesse aber auch Johannes Bugenhagen (vgl. seinen letzten Beitrag im Lutherjahr-

buch 2010) und der Geschichte seiner Heimatstadt. Vorliegender Band, der auch einen Lebenslauf Hauschilds (S. 9f) und eine vollständige Bibliographie (S. 283–302) enthält, legt davon eindrucksvoll Zeugnis ab.

Bereits im Jahr 1981 hat Hauschild eine bis heute gültige „Kirchengeschichte Lübecks“ veröffentlicht, dabei aber das 20. Jh. ausgespart. Diese Lücke schließen zwei wichtige Beiträge dieses auf die Hansestadt konzentrierten Sammelbands wenigstens ansatzweise: „Kirche und Nationalsozialismus in Lübeck“ (S. 245–257) und „Kirche in Lübeck nach 1933 zwischen Anpassung und Widerstand“ (S. 259–282). Das inhaltliche Schwergewicht des Buches bildet aber zweifellos die Reformationszeit. Neun der insgesamt 16 Beiträge beschäftigen sich mit Themen dieser Epoche, wobei wiederum das Wirken Bugenhagens hervorgehoben wird. Daneben tritt auch die Reformation in Osnabrück (mit der Würdigung von Hermann *Bonmus*, S. 129–148), in Mölln (S. 149–154) und in Lauenburg (S. 155–168) in den Blick. Die Artikel „Zum Verhältnis Staat – Kirche im Lübeck des 17. Jahrhunderts“ (S. 169–187) sowie „Luthertum als Begriff kirchlicher Identität am Beispiel Lübecks im 19. Jahrhundert“ (S. 189–198) und „Die Reform der Lübecker Kirchenverfassung im 19. Jahrhundert“ (S. 199–244) nennen im Titel ausdrücklich das Spannungsfeld, das Hauschild besonders interessierte.

Die beiden den Band eröffnenden Artikel markieren diese Perspektive in einem Längsschnitt: „Christentum und Bürgertum

in der Hansestadt. Ein Rückblick auf 800 Jahre Lübecker Kirchengeschichte“ (S. 11–27) und „Geistliches Zentrum der Stadt: 825 Jahre Dom zu Lübeck“ (S. 29–42). Der erste Beitrag wurde 1976 der letzten autonomen Synode vorgetragen, unmittelbar vor dem Beitritt der Jahrhunderte lang selbständigen Lübecker evangelischen Kirche in die neue Nordelbische, die 2012 in die neue Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland aufgehen wird. Unter den drei Komplexen „Bürgerkirche – Staatskirche – Konfessionskirche“ fasst Hauschild wissenschaftlich exakt und darstellerisch souverän die Entwicklung und die theologisch-kirchenrechtliche Problematik zusammen. Dieser Aufsatz ist das Musterbeispiel einer historischen Besinnung, wie sie auch im Blick auf anstehende Strukturreformen und Kirchenfusionen geboten ist.

Bei der Lektüre der reformationsgeschichtlichen Beiträge drängt sich für Süddeutsche immer wieder der Vergleich mit Nürnberg auf. In der „kaiserlichen Stadt“ Lübeck wurde die Reformation durch die Bürgerschaft gegen den regierenden Rat und das – freilich „geistlich und politisch unfähige“ – Domkapitel durchgesetzt. Die evangelische Bewegung entfachte 1529/30 unter anderem einen besonders öffentlichkeitswirksamen „Singekrieg“, natürlich in niederdeutscher Sprache (Der Kirchengesang in der Reformationszeit, S. 117–127). Die Einführung der lutherischen Reformation wurde erst möglich in der eingetretenen Finanzkrise, die die Ratsaristokratie zu Zugeständnissen gegenüber der Bürgerschaft zwang. Durch Bugenhagen eh schon „konservativ“ geprägt, nahm sie dann auch noch eine streng obrigkeitlich regulierte Form an, als die alte Rats Herrschaft die sog. *Wullenwever*-Unruhen beendete und das Heft des Handelns wieder vollständig an sich riss. Nachdem Hauschild „Die Abwehr der Re-katholisierungspolitik Karls V. 1548–50“ (S. 99–116) beschrieben hat, hebt er auch hervor, dass Lübeck eine „Hochburg eines streitbar profilierten Gnesioluthertums“

und im 17. Jh. „eine Festung der Orthodoxie“ war (S. 189). Im 19. Jh., als der kleine Stadtstaat im preußisch dominierten Deutschland marginalisiert war, bekannte man sich allerdings weniger aus theologischer Überzeugung zum Luthertum, sondern vor allem „weil es zu den geschichtlichen Selbstverständlichkeiten“ gehörte (S. 198). Die Trennung von Staat und Kirche in Lübeck wurde nach verschiedenen Reformen freilich erst 1921 durch Vorschrift der Weimarer Reichsverfassung vollzogen.

In der Zeit des Nationalsozialismus waren die sog. Deutschen Christen bestrebt, die auch die Lübecker Kirchenleitung „okkupierten“ (S. 251), diese Trennung im Grunde rückgängig zu machen. Sie wollten die Kirchenorganisation dem Staat gleichschalten, sie in die Reichskirche einfügen und die Religiosität der nationalsozialistischen Ideologie anpassen. Die Lübecker Kirche war tief gespalten: Von 28 Pastoren gehörten 14 dem Pfarrernotbund an, während etwa Bischof *Balzer* mit der Gestapo zusammenarbeitete und bewusst Pfarrer, die NS-Parteimitglieder waren, nach Lübeck holte. Zu diesen gehörte übrigens auch Karl Friedrich *Stellbrink*, der dann mit dem Nationalsozialismus brach und als evangelischer Pastor zur Gruppe der „Vier Lübecker Märtyrer“ gehörte, die 1943 hingerichtet wurden.

Hauschild's Beiträge zur Kirchengeschichte seiner Heimatstadt zeigen exemplarisch, wie wichtig die gewissenhafte historisch-theologische Prüfung aktueller kirchlicher Entscheidungen ist und welches Resistenzpotential im christlichen Bekenntnis liegt. Sie stellen eine eindringliche Mahnung dar, dass Kirche sich nicht unkritisch gesellschaftlichen Trends anpassen darf, sondern ihre besondere Aufgabe und ihre Identität gerade im Gegenüber zu den übermächtigen Kräften und Strömungen der Zeit zu suchen hat. Das Studium dieses Gedenkbandes, dessen Beiträge sich um die Kirchengeschichte einer Hansestadt drehen, ist dann auch für Süddeutsche lehrreich und spannend. [1718]  
*Wolfgang Huber*

BRECHT, MARTIN: Adam Weiß – Der Crailsheimer Reformator. Mit Beiträgen von Winfried *Dalferth* und Folker *Förtsch* (= Historische Schriftenreihe der Stadt Crailsheim 10). Crailsheim: Baier, 2011. 58 S., Hardcover, zahlr. farbige Abb. – ISBN 978-3-942081-08-5.

Nur wenigen ist bewusst, dass die Evangelische Landeskirche in Württemberg zu einem großen Teil aus fränkischen Landen besteht und ganze Dekanate bis in die Napoleonische Zeit hinein zu den von Ansbach aus regierten Markgraftümern von Brandenburg gehörten. Die vor 200 Jahren willkürlich gezogenen Grenzen wurden freilich durch die unterschiedliche Entwicklung unter den dominierenden Einflüssen des Pietismus im Bereich Neu-Württembergs bzw. der konfessionell-lutherischen Erweckung im neubayerischen Bereich vertieft. Diese für ein breites Publikum bestimmte Biographie, die einen Reformationsfest-Vortrag des seit 1975 in Münster lehrenden, aber immer Württemberg und seiner Kirchengeschichte verbunden gebliebenen Emeritus wiedergibt, erinnert an Jahrhunderte lang bestehende Zusammengehörigkeiten. Markgraf *Kasimir von Brandenburg* berief den Crailsheimer Handwerkersohn Adam Weiß (um 1490–1534) im Jahr 1521 an die Pfarrkirche seiner Heimatstadt. Weiß hatte in Basel und Mainz studiert und an der Universität als Professor gelehrt. Dem Humanismus hatte er sich geöffnet und dann auch der Botschaft *Luthers*. Als „sehr früher Repräsentant der Reformation“ wandte sich Weiß 1522/23 „erstaunlicherweise“ zuerst an *Zwingli* in Zürich, um Rat für seinen Weg als evangelischer Pfarrer einzuholen (S. 23). Dann freilich suchte Weiß den Schulterschluss mit den benachbarten reformatorischen Theologen: mit *Rurer* in Ansbach und schließlich vor allem mit *Brenz* in Hall. An Ostern 1526 wurde in Crailsheim erstmals das Abendmahl evangelisch gefeiert – also ein Jahr später als etwa in Ansbach oder Feuchtwangen. Die vorsichtigere Haltung

von Adam Weiß, die ihm schwere Repressionen ersparte, wie sie andere evangelische Theologen der Markgraftümer von Seiten des Landesherrn zu ertragen hatten, wird von Brecht leider nicht benannt. Mit dem Herrschaftsantritt Markgraf *Georgs des Frommen* 1528 wurde Weiß zu einem führenden Theologen des Territoriums, das sich zusammen mit der mächtigen Reichsstadt Nürnberg an der Wittenberger Reformation orientierte. Als brandenburgischer Superintendent hatte Weiß die bischöfliche Aufgabe, die Neuordnung des Kirchenwesens in Crailsheim und seinem Umland durchzuführen und zu überwachen. Als Prediger und Seelsorger begleitete er Markgraf Georg auf die Reichstage zu Speyer 1529 und Augsburg 1530. Außer seiner in Crailsheim erhaltenen, ursprünglich dem Pfarrkapitel vermachten Bibliothek sind von Weiß kaum persönliche Zeugnisse, vor allem auch keine Predigten und theologische Schriften erhalten. – Eine Würdigung des Autors Martin Brecht von Dekan W. Dalferth (S. 41–43) sowie eine Zeittafel (S. 45–51) und eine Bibliographie (S. 53–58) zu Weiß und zur Crailsheimer Reformation, beide zusammengestellt von Stadtarchivar *Förtsch*, beschließen dieses kleine, auch Nicht-Württemberger ansprechende Buch. [1719]

*Wolfgang Huber*

VOLKMAR, CHRISTOPH: Die Heiligenerhebung Bennos von Meißen (1523/1524). Spätmittelalterliche Frömmigkeit, landesherrliche Kirchenpolitik und reformatorische Kritik im albertinischen Sachsen in der frühen Reformationszeit (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Band 146). Münster: Aschendorff, 2002. VI + 230 S., br., 11 Abb., 2 Tabellen – ISBN 978-3-402-03810-9.

Die Arbeit entstand als Magisterarbeit an der Universität Leipzig und wurde zur Drucklegung nochmals überarbeitet. Der

Kult Bennos von Meißen hatte um 1270 seinen Anfang in der Stadt Meißen durch Bischof Withego I. (gest. 1293, Bischof seit 1266) genommen, der die Gebeine Bennos erhob und in eine Tumba im Zentrum des Domes umgebettet hatte. Obwohl sich der Meißner Domklerus bemühte, die Wunder des hl. Benno in Mirakelbüchern zu sammeln, wurde das Benno-Grab nicht zu einem Ziel großer, überregionaler Wallfahrten. Die Wallfahrer kamen überwiegend aus dem westlichen Teil der Diözese Meißen und der Diözese Merseburg. Die Markgrafschaft Meißen bildete dabei das Kerngebiet des Kultes. Herzog *Georg von Sachsen* und das Meißner Domkapitel erreichten 1499 die Einleitung des Kanonisationsprozesses, der 1523 mit der Heiligsprechung seinen Abschluss fand. Die politisch treibende Kraft dieses Prozesses war Herzog Georg von Sachsen, dessen Einfluss auf die geistlichen Institutionen seines Landes dabei sichtbar wurde. Es kam trotz der Schrift *Luthers* gegen die Erhebung der Reliquien 1524 zu keinen offenen evangelischen Protesten. Herzog Georg ließ eine *Vita Bennonis* durch seinen Hofkaplan Hieronymus *Emser* schreiben, die lange Zeit das Benno-Bild bestimmte. Die Heiligsprechung Bennos zeigte die Qualität der traditionellen Frömmigkeit im frühneuzeitlichen Sachsen. Herzog Georg hat nicht nur die reformatorischen Bestrebungen abgelehnt und bekämpft, sondern ist ihnen auch durch Reformversuche entgegen getreten. Da nach dem Tode Herzog Georgs der sächsische Katholizismus endete, ist die Nachwirkung dieses gewagten Versuches nicht feststellbar. Der Vf. hat ein wichtiges Thema der sächsischen Kirchengeschichte aufgegriffen und mit seiner Arbeit der Landesgeschichte seiner Region einen guten Dienst geleistet.

[1720]

Immo Eberl

**HUNDSNURSCHER, FRANZ** (Bearb.): Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 16. Jahrhundert – Teil I: Aach – Kurzenbach (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg A 48/1). Stuttgart: W. Kohlhammer, 2008. XVI + 514 S., geb. – ISBN 978-3-17-020795-0.

**HUNDSNURSCHER, FRANZ** (Bearb.): Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 16. Jahrhundert – Teil II: Lachen – Zwiefaltendorf (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg A 48/2). Stuttgart: W. Kohlhammer, 2008. X + 578 S., geb. – ISBN 978-3-17-020796-7.

**KRAUS, DAGMAR** (Bearb.): Die Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 16. Jahrhundert – Teil III: Einführung, Verzeichnisse, Register (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg A 49). Stuttgart: W. Kohlhammer, 2010. XXIV + 844 S., geb., 46 sw. Abb., 1 farb. Karte – ISBN 978-3-17-020797-4.

Im Jahr 2010 fand das monumentale Editionsprojekt der Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 16. Jahrhundert (Jahrgänge 1518–1527, 1530–1599) mit einem umfangreichen Einführungs- und Registerband seinen Abschluß. Wegen der großen Ausdehnung der Diözese werden um die 1700 Pfarrkirchen und damit weite Teile des heutigen Baden-Württemberg, der Schweiz und Vorarlbergs sowie eines kleinen Teils des heutigen bayerischen Südwestens (in den Dekanaten Isny, Lindau, Stiefenhofen) erfaßt. Die Einleitung und die Edition der Texte wurden von dem 2007 verstorbenen Erzbischöflichen Archivdirektor in Freiburg/Breisgau Franz Hundsnurscher erarbeitet. In den nun edierten Amtsbüchern der bischöflichen Kurie in Konstanz wurden vorwiegend die

Ausstellung von Proklamations- und Investiturrkunden für die vom jeweiligen Patronatsherrn dem Bischof von Konstanz bzw. seinem Stellvertreter präsentierten Geistlichen mit den dabei anfallenden Gebühren vermerkt.

Unter einem Investiturprotokoll wird der schriftliche Niederschlag der Ausübung des kanonischen Investiturrechts auf geistliche Pfründen durch den Bischof von Konstanz oder durch seinen Generalvikar verstanden. Diese Protokolle sind in den Auslaufregistern des beim Konstanzer Generalvikariat angesiedelten, seit dem 15. Jahrhundert belegten Investituramts (*officium inuestiturarum*) aufgezeichnet. Neben den Proklamations- und Investiturvermerken enthalten sie auch andere Einträge zur Pfründenbesetzung und -verwaltung, soweit diese in den Aufgabenbereich der Notare des Investituramts fielen (z.B. Absenzgenehmigungen; Genehmigungen für Tragaltäre; Aufträge an die Dekane der Landkapitel, Resignationen oder Eidesleistungen entgegenzunehmen etc.).

Der lateinische Text wird jeweils in regestenartiger, die Einträge auf den reinen Sachinhalt reduzierender Form ediert. Die Darbietung der Quellen folgt dem Modell der Edition der „Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 15. Jahrhundert“, die Manfred *Krebs* 1938 bis 1954 herausgegeben hatte. Die zusammengehörigen, im Original in zeitlichem Abstand eingetragenen Proklamations- und Investitureinträge eines Präsentationsvorgangs werden jeweils zu einem Abschnitt zusammengefaßt. Die im Original chronologisch angeordneten Einträge sind wegen der besseren Übersichtlichkeit ortsweise zusammengestellt. Innerhalb jedes Ortseintrags sind die Angaben nach Pfründen (Pfarrrei, Kaplaneien etc.) geordnet. Die Einführung der Reformation in einem Ort wird durch das Abbrechen der Einträge nach der kanonischen Investitur des letzten katholischen Geistlichen markiert.

In der Einführung des dritten Teilbands ordnet die Bearbeiterin Dagmar Kraus die Investiturprotokolle in ihren verwaltungsmäßigen Zusammenhang ein und legt eine Übersicht über die Gesamtreihe der Konstanzer Investiturprotokolle von 1426–1623 mit Index vor. Auch die Angaben zur archivistischen Erschließung der Bände, ihrer Auswertung, Edition und Aufbewahrung im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg werden hier gegeben. Die Investiturprotokolle bestehen aus zwei nachträglich zusammengebundenen Heftserien der „Proklamationsregister“ und der „Absenzregister“. Die Form der Registrierung wird ausführlich erläutert.

Eine Reihe von Verzeichnissen erleichtert die Benutzung des umfangreichen Quellenmaterials. Die Auflistung der Proklamations- und Absenzregister (S. 1137–1143) dient der Auffindung der nach Orten und Pfründen angeordneten Editionseinträge in den chronologisch angelegten Originalhandschriften. Ein Verzeichnis der Handschriften nach Jahrgängen (S. 1145–1213) mit Titel, Archivsignatur, Laufzeit und Schreibern schließt sich an, deren Zustand und Charakter durch 46 Abbildungen dokumentiert wird. Hier können zudem Auskünfte über die Kurienverwaltung, das Kurienpersonal und die durch das bischöfliche Investiturrecht erzielten Einkünfte gewonnen werden. Das Verzeichnis der Dekanate (S. 1237–1269) gibt die Zugehörigkeit der in der Edition enthaltenen Orte zu den Landdekanaten der Diözese wieder. Das Patrozinienverzeichnis (S. 1255–1269) verweist von den alphabetisch aufgelisteten Heiligen auf die in den Investiturprotokollen genannten Orte, in denen ihnen geweihte Kirchen oder Altäre belegt sind. Umfangreiche Orts- (S. 1275–1425) und Personenregister (S. 1427–1876) erschließen das reiche Quellenmaterial. Selbstverständlich sind zahlreiche Bezüge auch nach Bayern enthalten. Mit dem Register wird die kaum zu überschätzende

prosopographische Quelle erschlossen, die den zwischen 1518 und 1599 im Bistum Konstanz präsentierten Seelsorgeklerus sowie die Inhaber von Nominations- und Patronatsrechten erfasst. Das Sachregister dient der raschen Orientierung über zentrale Quellenbegriffe (S. 1877–1915). Die „Sachthematischen Verweise“ (S. 1917–1933) erleichtern durch ausgewählte Leitwörter oder Leitwortbündel (z.B. Bauernkrieg, Bruderschaften, Pfarreigründungen und Separationen, Rechnungswesen, Reformation und Abfall vom alten Glauben) die gezielte Benutzung der Sach-, Orts- und Personenregister. Der Nachdruck einer Karte des Bistums Konstanz mit Eintragung der Grenzen der Archidiakonate und Dekanate vor der Reformation dient der Orientierung der Benutzer.

Die Konstanzer Investiturprotokolle bieten reiches Quellenmaterial für eine Fülle von wissenschaftlichen Fragestellungen: zur Prosopographie, zur Bildungsgeschichte, zur Mobilitätsgeschichte, zur Ausbildung einer Sakrallandschaft, zur Reformation und Konfessionalisierung, zur Orts- und Territorialgeschichte. Im Mittelpunkt steht aber natürlich die Bedeutung für die Erforschung des spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Klerus. Man kann dem Editor Franz Hundsnurscher und der Bearbeiterin Dagmar Kraus kaum genug danken für ihre entsagungsvolle Arbeit an diesen zentralen Quellentexten, die nun der Wissenschaft in vorbildlicher Weise erschlossen zur Verfügung stehen und sicher zahlreiche Arbeiten anregen werden.

[1721]

Dieter J. Weiß

**RYMATZKI, CHRISTOPH:** Hallischer Pietismus und Judenmission. Johann Heinrich Callenbergs Institutum Judaicum und dessen Freundeskreis (1728–1736) (= Hallesche Forschungen 11). Halle: Franckesche Stiftungen bzw. Tübingen:

Niemeyer, 2004. XIV + 554 S., Fadenbroschur. – ISBN 978-3-447-06346-3 bzw. 978-3-484-84011-9.

Lange erkannt ist die Notwendigkeit, „Halle“ und die Franckeschen Stiftungen als Werk von August Hermann *Francke* und seinen Mitarbeitern zu sehen und zu bewerten. Diverse Studien etwa zu Christian *Richter* und Joachim *Lange* liegen vor. Mit der 2001 abgeschlossenen Hallischen theologischen Dissertation dürfte das Standardwerk zu dem in vieler Hinsicht interessanten, schon ab 1717 als Informator an den Schulen tätigen Johann Heinrich Callenberg (1694–1760) vorliegen. Nicht zuletzt die Verarbeitung immensen handschriftlichen Materials macht die vorliegenden Quellenstudien wertvoll. Damit ruhen unsere Kenntnisse über das „Institutum Judaicum“ auf sicherer Grundlage.

Anfang, Entwicklung und „Freundeskreis“ des „Institutum Judaicum“ greifen weit über die Themenformulierung hinaus bzw. markieren immer den auf die Anstalten selbst bzw. auf die Freundeskreise zukommenden Anteil der Mitwirkung an Bemühungen etwa um Proselyten, um Sympathisanten, Werber (Traktatverteilung) und Sponsoren – schließlich im Rahmen eines auch Europa übersteigenden „Netzwerkes“. Die luzide Auswertung der Hinweise auf Sponsoren und das Verfolgen von Spuren der ermittelten Empfänger der „Halleschen Berichte“ (S. 532) führt zu einem ungeheuer weiten Mosaik der so darzustellenden Freundeskreise – bis nach Russland, ja, Indien reichend; „Universalreform“?

Ein eindrückliches Beispiel aus dem heute bayerischen Bereich ist etwa der „Fall“ Christian Friedrich *Gottbold* († Oktober 1735) aus Heiligenstadt/Oberfranken (S. 247–249). Schwabach, Marktbreit und Nürnberg kommen des weiteren speziell in den Blick (S. 370–375; S. 486). Und der aus Burgbernheim stammende Johann *Loder* (\* 3.1.1687, † 5.9.1775 Riga), einige Zeit in

Halle lebend, unterstützte noch von Riga aus das „Institutum Judaicum“ (S. 67, Anm. 108; S. 385). Diese instruktive und wichtige Arbeit beleuchtet Beziehungen von Juden und Christen weit über Halle hinaus.

[1722]

Dietrich Blaufuß

**BLICKLE, PETER / SCHMAUDER, ANDREAS** (Hg.): Die Mediatisierung der oberschwäbischen Reichsstädte im europäischen Kontext (= Oberschwaben – Geschichte und Kultur 11). Epfendorf: bibliotheca academica, 2003. 301 S., geb. – ISBN 3-928471-38-4.

Der Band dokumentiert die Ergebnisse einer Ravensburger Tagung aus Anlass des 200jährigen Gedenkens an die Mediatisierung der oberschwäbischen Reichsstadt Ravensburg. Der Verlust reichsstädtischer Autonomie traf im Zuge der Abwicklung des Heiligen Römischen Reiches durch Napoleon in mehreren Schüben immerhin noch 51 Reichsstädte. Die Facetten des Verlusts ihres Rechtsstatus im Rahmen der Verfassung des Heiligen Römischen Reiches (Mediatisierung) und ihrer Einbindung in zumeist noch spätabsolutistisch regierte und zentralistisch verfasste Fürstenterritorien (Munizipialisierung) wird in den siebzehn Einzelstudien des Sammelbandes in allgemeiner Weise und anhand zahlreicher Fallbeispiele diskutiert. Die Stadtforschung zu den alteuropäischen Kommunen hat diese Vorgänge lange Zeit ebenso unterschiedlich bewertet wie dies die Zeitgenossen der Mediatisierung um 1800 getan haben: Die Urteile schwankten zwischen nostalgischer Verklärung bzw. Idyllisierung des Alten auf der einen Seite bis hin zur Feststellung unreformierbarer Rückständigkeit in ökonomischer und politischer Hinsicht auf der anderen Seite. Diese vielfach klischeehafte Wahrnehmung der Reichsstädte des späten 18. und frühen

19. Jahrhunderts ist durch neuere Untersuchungen aus unterschiedlichsten historiografischen Perspektiven inzwischen gründlich revidiert worden, mannigfache Desiderate bleiben dennoch. An diesen Befund knüpft der Band an.

Der Schwerpunkt der hier versammelten Beiträge liegt auf dem oberschwäbischen Raum, in dem die ehemaligen Reichsstädte in die neuen Mittelstaaten Baden, Württemberg und Bayern integriert wurden. Für die bayerische Territorialgeschichte interessant sind dabei die vorübergehend (vgl. in diesem Band die mit eigenen Beiträgen gewürdigten Vorgänge besonders in Ulm und Ravensburg) und dauerhaft zu Bayern gekommenen Reichsstädte (vgl. die in diesem Band in eigenen Beiträgen behandelten Städte Kempten und Lindau). Ausgangssituationen und Herausforderungen beim Herrschaftswechsel werden schon deutlich, wenn man nur Kemptens Charakter als Doppelstadt von ehemaliger evangelischer Reichsstadt und fürstbischöflicher Residenzstadt oder Lindaus Intermezzo unter fürstlich Bretzenheimischer, dann österreichischer Herrschaft zwischen 1803 und 1806 genauer in Augenschein nimmt. In den Blick geraten am Beispiel der verschiedenen Reichsstädte auch mannigfache kultur- und mentalitätsgeschichtliche Phänomene; dazu zählen in der Epoche um 1800 auch die konfessionellen Gegebenheiten in vielen Reichsstädten, in denen sich Relikte konfessionalistischer Prägung erhalten hatten, die in den sie umgebenden aufgeklärt-absolutistischen Fürstenstaaten teils schon überwunden waren.

Über die oberschwäbischen Reichsstädte hinaus wird der Blick in diesem Sammelband auch auf vergleichbare Mediatisierungs- bzw. Munizipialisierungsprozesse in anderen, traditionell von autonomen Städten geprägten Regionen Europas (Schweiz, Niederlande sowie Teile Österreichs und Frankreichs) gelenkt. Besonders dieser breit angelegte Vergleich verdeutlicht die Besonderheiten der oberschwäbi-

schen Reichsstädte im Unterschied zu anderen hergebrachten Formen kommunaler Autonomie. Signifikante Unterschiede werden deutlich im Rechtsbewusstsein (etwa gegenüber Reich und Kaiser) oder in Bezug auf die fiskalische Situation der Stadtstaaten (massive Verschuldung speziell der oberschwäbischen Reichsstädte). Gleichwohl lassen sich aber beim Vergleich verschiedener Beispielstädte und Regionen auch analoge Aspekte im Vollzug des Verlusts kommunaler Freiheitsrechte bzw. Privilegien feststellen (behördliche Umstrukturierungen, Wechsel bzw. Kontinuitäten lokaler Eliten). Trotz der tiefen Einschnitte in den Veränderungsprozessen des frühen 19. Jahrhunderts zeigt sich in der mittelfristigen Perspektive auch der vielfache Nutzen für die untersuchten Städte, die im Verlauf des 19. Jh. als Zentren staatlicher Mittelbehörden und in ökonomischer Hinsicht neue Bedeutung erlangten. So lassen sich die Vorgänge um 1800 stets nur als ein vielschichtiger Vorgang begreifen, in dem die ehemaligen Reichsstädte und ihre Bürger nicht nur Verlierer, sondern in vielen Bereichen auch Gewinner waren. [1723]

*Andreas Gößner*

**MARAHRENS, AUGUST:** Zur Lage der Kirche. Die Wochenbriefe von Landesbischof D. August Marahrens 1934–1947, hg. und bearb. von Thomas Jan Kück. Mit Geleitworten von Horst Hirschler und Hans Otte. Bände 1–3, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009. Geb., Hardcover, zusammen 1899 S. – ISBN 978-3-525-55320-6.

August Marahrens (1875 bis 1950) war von 1925 bis 1947 Landesbischof in Hannover. Er war als Sprecher des deutschen Luthertums und dienstältester deutscher Landesbischof eine „kirchenpolitische Schlüsselfigur in der Deutschen Evangelischen Kirche seiner Zeit“ (Carsten Nico-

laisen). In den Jahren 1934 bis 1947 gab er allwöchentlich seine Wochenbriefe an die Pfarrerschaft seiner Landeskirche und befreundete Kirchenleute heraus (Auflage bis zu 1100 Stück). Teilweise ließ er sich für diese wöchentliche Verpflichtung auch durch andere zuarbeiten, aber letzten Endes erschienen diese Wochenbriefe in seiner Verantwortung. Es waren die Jahre in der Zeit des Nationalsozialismus, die für die Kirche eine unvergleichliche Herausforderung bedeuteten.

Thomas Jan Kück hat sich der Aufgabe gestellt, diese Dokumente zu sammeln, vollständig zu edieren und zu kommentieren. Er berichtet aus seiner Göttinger Studienzeit: „Im Seminar für niedersächsische Kirchengeschichte gab es eine außerordentlich lebhaft diskutierte Diskussion über Marahrens und die hannoversche Landeskirche in der NS-Zeit, zu der auch namhafte Zeitzeugen eingeladen waren. Die Aussprache war kontrovers. Das Thema wirkte polarisierend. Die Diskussion ließ niemanden unbeteiligt. Marahrens fand Befürworter und Gegner, Ankläger und Verteidiger“. Aber der Editor stellt zugleich auch fest: „Wie ein Steinbruch wurde der Gesamtkorpus benutzt, der wegen seines enormen Volumens groß genug war, um ausreichend Material für Zitate zu liefern. Auf diese Weise konnten die verschiedenen Positionen oder Thesen jeweils mit eigenen Worten von Marahrens belegt werden“ (S. 7). Das ist der Ausgangspunkt, von dem aus der Editor an die große Aufgabe gegangen ist, eine Gesamtedition in drei stattlichen Bänden vorzulegen. „Wir sind Herrn Superintendent Dr. Thomas Kück sehr dankbar, dass er sich dieser Aufgabe gestellt hat und mit Unterstützung des Archivdirektors unserer Landeskirche Herrn Dr. Hans Otte diese Edition zustande gebracht hat“ – so schreibt der hannoversche Altbischof Horst Hirschler in seinem Geleitwort (S. 47). Dem ist nichts hinzuzufügen.

Hirschlers Geleitwort ist in der diesem Autor eigenen sehr persönlichen und spon-

tanen Art gehalten, denkt breit über seinen Vorgänger nach, formuliert das Bedenkliche deutlich, weiß aber doch auch den pastor pastorum, der Schlimmeres von der Landeskirche fernzuhalten wusste, gebührend zu würdigen. „Es geht nicht darum, ihn zu entschuldigen, auch nicht – wie es manche mit lockerer Hand tun – Anwalt beim Jüngsten Gericht zu spielen. Ich muss versuchen, ihn zu verstehen, das was ich schlimm bei ihm finde, selbstkritisch wahrzunehmen und auszuhalten, und eine Beurteilung zu versuchen“ (S. 13). Hirschler ist sich im Klaren: „Deshalb bedarf unser Hinsehender selbstkritischen Reflektion“ (S. 9). „Die Wochenbriefe ... sind interessante Dokumente aus dem Verwirrspiel jener Zeit, in dem der Landesbischof zwar nicht dauernd wie ein Fels, manchmal auch leicht taumelnd, aber doch weiterhin aufrecht in der Brandung steht und für Pfarrer und Gemeinden die einzige halbwegs verlässliche Orientierung bietet und sich durchsetzt“ (S. 15f). „Beim Lesen der Briefe habe ich mich oft gefragt, was hättest du wohl an Marahrens' Stelle in dieser oder jener Situation gemacht? Habe ich im Bischofsamt eigentlich jemals Vergleichbares erlebt? Mir ist sehr bald klar geworden, dass die NS-Zeit mit den immer neuen – verdeckten und offenen – Erpressungssituationen, ihrer Gleichschaltungsbegeisterung, der Ideologisierung aller Lebensbereiche, unvergleichbar ist. Dergleichen habe ich in den Jahren meines bischöflichen Dienstes nicht einmal annähernd erlebt. Ich muss mich also für mein Verstehen auf eine andere Welt einstellen“ (S. 12). Mit diesen Zitaten ist der Geist angedeutet, in dem Hirschler über seinen Vorgänger nachdenkt. Er würdigt: „Landesbischof D. August Marahrens ist ohne Zweifel darin ein bedeutender Bischof gewesen, dass er seine Kirche und die Pfarrerschaft in schrecklicher Zeit durch sein ungewöhnlich intensives seelsorgerliches und brüderliches Verhalten zusammengehalten hat.“ Er macht sich ein Zitat zueigen: Marahrens „hat auf

seine breiten Schultern die Last genommen, die die Pfarrer und ihre Häuser in der Zeit des Kirchenkampfes haben tragen müssen“ (S. 46). Die Rolle des Bischofs als oberster Repräsentant des deutschen Protestantismus in der schweren Zeit stellt Hirschler sehr klar kritisch („verheerend“) dar. „Da er gleichzeitig mit großem Nachdruck die Bindung an die Heilige Schrift und an das Bekenntnis einschärft, sowie die kirchlichen Belange mit Vehemenz verteidigt hat, war er für die Vertreter des NS-Regimes ein fremdbestimmter Unsicherheitsfaktor. Er selbst und seine Familie haben immer damit gerechnet, dass er demnächst festgenommen würde. – Es ist nötig, Landesbischof D. Marahrens in dieser ›durchwachsenen Weise‹ wahrzunehmen. Er hat seine Kirche zusammengehalten und gibt uns zugleich Grund erschrocken zu sein. Gott wird andere Gedanken haben. Auch über uns.“ (S. 46f) Das sind gewiss persönliche Einschätzungen, die man aber durchaus auf sich wirken lassen sollte.

Auch der Archivdirektor fragt nach dem Inhalt der Briefe: „Was prägt das evangelische Bischofsamt? Die nach dem Ersten Weltkrieg verabschiedete Kirchenverfassung, die für die hannoversche Landeskirche das Bischofsamt einführt, antwortete sehr eindeutig: Sine vi, sed verbo – nicht durch Gewalt, sondern durch das Wort ist die Kirche zu leiten. Durch Predigten, Veröffentlichungen und durch Vermitteln in Konfliktfällen hat der Bischof zu wirken. August Marahrens, der erste Landesbischof Hannovers, nahm diesen Auftrag ernst, das zeigen die vorliegenden ›Wochenbriefe‹ in eindrucksvoller Weise“ (S. 48).

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, inhaltlich auf die Menge des vorliegenden Materials im historischen Kontext wirklich einzugehen. Man muss sich klar machen, dass ja diese Briefe hektographiert und zum Versand gebracht werden mussten, dann aber alle Pfarrhäuser erreichten. „Inhaltlich beginnen die Wochenbriefe in der Regel mit einer Meditation über einen biblischen

Spruch aus einer der Lesungen des Sonntags. Seit dem 1. Advent 1935 setzte Marahrens zusätzlich über jeden Brief in Großbuchstaben den biblischen Wochenspruch.“ Marahrens legte großen Wert auf die brüderliche Gemeinschaft in der Fürbitte. Diesem Thema wendet er sich immer wieder zu. „Es war Bestandteil seines Amtsverständnisses, die Pastoren der Landeskirche im Gebet füreinander zusammenzuführen“ (S. 57). Der Bischof verstand seine Briefe als „persönliches Wort“ oder als „wöchentliches Gespräch“. „Er ließ die Pastoren an seinem bischöflichen Handeln teilhaben, trug zu deren Meinungsbildung über die kirchenpolitische Lage wesentlich bei und erfuhr rückwirkend auch eine nicht unerhebliche Selbstvergewisserung. ... Aus heutiger Sicht würde man sich mehr Aufklärung und weniger versteckte Hinweise in den Briefen wünschen.“ (Kück, S. 58) Dass Marahrens auch weit über die Grenzen seiner Landeskirche hinaus Amtsbrüder in „gleichgeschalteten“ Landeskirchen in ihrem Kampf um das Bekenntnis der Kirche gefördert und gestützt hat, muss man sich bewusst machen. Mit diesen zusammenfassenden Hinweisen kann der Inhalt dieses Gesamtkorpus nur sehr grob angedeutet werden. Aber mehr ist an dieser Stelle nicht zu leisten.

Es verdient hohe Beachtung, dass in der Hannoverschen Landeskirche diese Edition vorgelegt worden ist. Die angeführten Zitate zeigen den Geist, in dem das geschehen ist. Möge das vorgelegte Werk nun auch benutzt und intensiv bearbeitet werden, nicht nur als Steinbruch für die Ausschmückung eigener Thesen, sondern als zusammenhängende Quelle, in der ein Text manche anderen mit beleuchtet und umgekehrt!

In der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern hat seit 2006 eine Phase der erneuten vermeintlich kritischen Aufarbeitung der Rolle ihres Landesbischofs D. Hans Meiser in der Zeit des Nationalsozialismus begonnen, durch die unter anderem auch

neue Fragestellungen aufgetaucht sind und in der aufgrund der sehr kontrovers diskutierten Zusammenhänge ein neuer Schub von Forschungen in Gang gekommen ist. Auf die Gesamtlage in Bayern ist an dieser Stelle nicht einzugehen, aber doch drängen sich auch Vergleiche auf. Die in Hannover vorgelegte Quellenedition mit Dokumenten des damaligen Landesbischofs können wir aus Bayern nur mit Respekt und Anerkennung zur Kenntnis nehmen. Was in diesen Texten zur Debatte steht, ist ja nahe verwandt, aber doch deutlich zu unterscheiden und auch wieder in Beziehung zu setzen zu den Vorgängen in Bayern.

Am Ende der drei monumentalen Bände mit insgesamt 1899 Seiten findet man nicht ein übliches Register. „Zugleich sollte die Präsentation der Briefe ein modernes Arbeiten mit ihnen ermöglichen, sodass sich eine CD-Rom-Version nahelegte. Mit Suchbegriffen oder anderen Funktionen kann nunmehr auf die Gesamtheit der Briefe zugegriffen werden“ (S. 7). Das ist also die Form, in der alle Registerarbeiten aufgehoben und überboten sind. Diese CD-Rom ist am Ende des 3. Bandes in eine Tasche eingelegt. Ein wunderbares Hilfsmittel für jeden Bearbeiter, falls er diese Form des modernen Arbeitens beherrscht.

[1724]

Rudolf Keller

HEIN, MARKUS / JUNGHANS, HELMAR (Hg.): Franz Lau (1907–1973). Pfarrer, Superintendent und Kirchenhistoriker. Kolloquium zu Leben und Werk am 22. Juni 2007 in der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (= Herbergen der Christenheit, Sonderband 17). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2011. 136 S., br. – ISBN 978-3-374-02730-9.

Außerhalb Sachsens ist Franz Lau wohl fast nur noch als Luther-Forscher bekannt,

der gemeinsam mit Ernst Bizer 1964 eine Reformationsgeschichte Deutschlands in der Reihe „Die Kirche in ihrer Geschichte“ veröffentlicht hat. Kaum jemand weiß, dass er als Pfarrer der Bekennenden Kirche und als „Landessuperintendent“ in den schwierigen Jahren 1945 bis 1947 eine führende Rolle in der sächsischen Landeskirche gespielt hat, um dann in der frühen DDR als Kirchenhistoriker nachhaltige Akzente zu setzen. Anlässlich seines 100. Geburtstags veranstalteten Helmar Junghans (1931–2010) und Günther Wartenberg (1943–2007) ein Kolloquium, das sich mit dem Leben ihres akademischen Lehrers und der „Breite seines Wirkens“ (S. 14) beschäftigte. Die Beiträge werden in diesem kleinen Band dokumentiert.

Zunächst wendet sich Junghans „Franz Lau als Kirchenhistoriker“ zu (S. 15–25). Dann berichtet Markus Hein von dessen durchaus spannungsvollem Verhältnis zu seiner sächsischen Landeskirche, der er lebenslang tief verbunden war (S. 27–38). Holger Berwinkel stellt Laus Engagement für den „Neubeginn der kirchlichen Arbeit in Dresden 1945“ dar (S. 39–56) und veröffentlicht dazu Dokumente aus Laus Handakten, aufbewahrt im Landeskirchenarchiv Dresden (S. 51–56). Laus Arbeit als Präsident des Gustav-Adolf-Werkes wird von Wilhelm Hüffmeier gewürdigt (S. 57–66); wobei der Hinweis fehlt auf das Porträt von Ingetraut Ludolphy: Franz Lau (1907–1973). Kirchenhistoriker und Anwalt evangelischer Diaspora, in: Lutherische Kirche in der Welt. Jahrbuch des Martin-Luther-Bundes 48 [2001], S. 205–218). Sodann gelangen besondere Betätigungsfelder Laus zur Darstellung: Dieter Auerbach erinnert an „Franz Lau als Domdechant des Hochstifts Meißen“ (S. 67–72), Detlef Döring an Lau als Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften (S. 73–79) und Klaus Fitschen an Lau als Herausgeber des „Handbuchs zu Freikirchen und Sekten“ (S. 81–88). Schließlich stellt Michael Beyer „Franz Lau als Schriftausleger“ vor (S. 89–97), be-

vor Günther Wartenberg Laus Tätigkeit als Professor an der Universität Leipzig (S. 99–106) knapp umreißt und in einem Anhang die Themen der von Lau betreuten Diplomarbeiten auflistet (S. 107f). Den Band rundet der leicht korrigierte Wiederabdruck der „Bibliographie Franz Lau“ ab (S. 109–126), den Wartenberg bereits 1976 veröffentlichte.

Auch wenn der plötzliche Tod von Helmar Junghans am 16. Mai 2010 eine ursprünglich beabsichtigte lebensvollere Porträtierung seines Lehrers verhindert hat (im Rahmen einer Würdigung Laus als „Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft für sächsische Kirchengeschichte“), so tritt in diesem Gedenkband doch ein in vieler Hinsicht außergewöhnlicher Theologe vor Augen. Unter den Bedingungen von zwei Diktaturen hatte er sich im öffentlichen Amt als Pfarrer und Professor zu bewähren.

Deutlich wird an Laus Beispiel auch, wie not es tut, den Weg historischer Personen individuell zu untersuchen, um ihnen zumindest annäherungsweise gerecht zu werden. So war Lau im Jahr 1940 zusammen mit anderen, noch nicht in ein gesichertes Anstellungsverhältnis gekommenen sog. „Pastoren“ seiner Kirche aus dem Pfarrernotbund (und der sächsischen Bekennenden Kirche) ausgetreten. Seit dessen Mitarbeit im Landeskirchenausschuss 1935 hatte er mit ihm und seinen Führungspersonen grundsätzliche Probleme und vermisste angesichts des drohenden Kriegseinsatzes die Solidarität mit den jungen Pfarrern. Nun – freilich unter der Beteuerung, keine theologischen Zugeständnisse zu machen – ließ er sich von der deutsch-christlich beherrschten Kirchenleitung einer Pfarrstelle zuweisen. Ein Schritt, der so gar nicht in das geläufige Schwarz-Weiß-Bild passt, sondern angemessen differenzierend, mit allen konkreten Umständen und Aspekten, ins Auge gefasst und verstanden werden will! Auch Laus Mitarbeit unter der SED-Herrschaft als Professor in der Theologischen Fakultät Leipzig, als Kirchenhistoriker in der Akade-

mie der Wissenschaften, als nüchterner Forscher und als dem christlichen Bekenntnis verpflichteter Theologe, der sich mit den Thesen marxistischer Historiker entschieden, aber vorsichtig auseinandersetzen musste, verlangen eine umsichtige Wahrnehmung und subtile Beurteilung. Bei Lau – das ermöglichen die Beiträge dieses Bandes – lässt sich die spannende Entdeckung machen, wie das Schrift-Studium, die Theo-

logie (und da vor allem die Luther-Forschung) „im Sinne eines Resistenzpotentials“ (S. 90) gegenüber den herrschenden Ideologien und Machthabern zur Wirkung kommt. Der Pfarrer und Kirchenhistoriker Franz Lau gehört zu Recht in die Reihe der sächsischen Landesbischöfe, auch wenn er diesen Titel niemals innehatte.

[1725]

Wolfgang Huber

### 3. Bayerische Kirchengeschichte

#### 3.1. Übergreifend (Nr. 1726–1729)

Reitzenstein: Lexikon fränkischer Ortsnamen (Wolf) (Nr. 1726) – Jahrbuch für fränkische Landesforschung Bd. 69 (2009) (Fuchshuber-Weiß) (Nr. 1727) – Ackermann/Schmid/Volkert (Hg.): Bayern. Vom Stamm zum Staat [FS Andreas Kraus] (Eberl) (Nr. 1728) – Dopsch/Freund/Schmid (Hg.): Bayern und Italien [FS Kurt Reindel] (Eberl) (Nr. 1729).

REITZENSTEIN, WOLF-ARMIN FRHR. V.: Lexikon fränkischer Ortsnamen – Herkunft und Bedeutung: Oberfranken, Mittelfranken, Unterfranken. München: C.H. Beck, 2009. 288 S., geb., mit 9 Teilkarten und 1 Übersichtskarte, – ISBN 978-3-406-59131-0.

Als studierter Altphilologe, Historiker und Germanist bringt der Vf. die besten Voraussetzungen für ein Engagement in die bayerische Ortsnamenforschung ein, der er sich in mehr als 40 Jahren kontinuierlicher Forschung verschrieben hat. Bereits 1970 promovierte er an der LMU München mit seinen „Untersuchungen zur römischen Ortsnamengebung“, und einen Einblick in sein vielfältiges Oeuvre bietet allein das Literaturverzeichnis (S. 268!) vorliegender Veröffentlichung. Da die längst vergriffe-

nen beiden Auflagen seines „Lexikon(s) bayerischer Ortsnamen“ (1. Aufl. München: C.H. Beck, 1986; erweiterte Aufl. 1991) als Basiswerk nicht mehr zur Verfügung standen, scheiterte das Projekt, für die einzelnen Regierungsbezirke Ergänzungsbände herauszubringen. So führte eine erweiterte Neuausgabe 2006 zum „Lexikon der Ortsnamen von Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz“ und 2009 die anzuzeigende Veröffentlichung zu den fränkischen Regierungsbezirken.

Der Vf. konzentriert sich bei den einzelnen Ortsartikeln konsequent chronologisch auf die ältesten Quellenbelege, die am sichersten „seine Bestandteile erkennen“ lassen (S. 9). Bei den Veränderungen in der späteren Schreibweise berücksichtigt er auch dialektale (oft schwer zu transkribierende) Formen. Nach der Wiedergabe his-

torisch belegter Erklärungsversuche (mit gelegentlich abstrusen Fehldeutungen) entscheidet sich der Autor für die etymologisch gesicherte, gelegentlich auch höchstwahrscheinlich anzunehmende Ableitung. Weitergehende ortskundliche Informationen sind über das ausführliche Literaturverzeichnis (S. 254–278; leider integriert mit dem Quellenverzeichnis) zu beziehen. Der immense Aufwand an Quellenstudium in diesen Detailforschungen – auch wenn man die Mithilfe von Archivaren und Kollegen berücksichtigt –, verdient höchste Anerkennung! Ein auch für Kirchenhistoriker und Ortpfarrer (Kirchengemeinden) nützliches Instrumentarium, das im Hinblick etwa auf Orts- oder Kirchenjubiläen zuverlässige Auskünfte vermittelt!

[1726]

Gerhard Philipp Wolf

JAHRBUCH FÜR FRÄNKISCHE LANDESFORSCHUNG, Band 69 (2009). Hg. vom Zentralinstitut für Regionalforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg – Sektion Franken: Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, 2009. XII + 228 S., geb., sw. Abb.- ISBN 978-3-940049-10-0.

Wilhelm Störmer befasst sich in den „Beobachtungen zu den Anfängen der Augustinerchorherrenbewegung in Franken. Das Chorherrenstift Triefenstein“ mit den Anfängen dieses Stiftes am rechten Mainufer gegenüber Lengfurt unweit südlich von Marktheidenfeld. Spätestens 1102 wurde es durch Bischof *Emehard von Würzburg* den Kanonikern übergeben. Die Studie erschließt die adeligen Schenker und frühen Besitzverhältnisse des Stiftes, erhellt Herkunft und religiösen Standort des Gründers *Gerung* und seiner direkten Nachfolger und bemüht sich um eine Klärung der frühen Beziehungen zwischen Stift und geistlichen Oberherrn. Eine Lageskizze

bietet die räumliche Orientierung. – Die Überlieferungssituation kann als durchaus heikel eingestuft werden. Gleichwohl gelingt bei aller Vorsicht eine überzeugende Interpretation der „sogenannten Gründungsurkunde“. Und weil der Vf. in seine Überlegungen zur Entstehungssituation gleichzeitig das theologische und spirituelle Umfeld einbezieht, in dem sich die Reformbewegung der Augustinerchorherren entfaltete, und dabei auch den verkehrspolitisch interessanten Standort des Stiftes berücksichtigt, erhalten die ersten etwa 100 Jahre der Triefensteiner wie die der Augustinerchorherren in Franken überhaupt klarere Konturen.

Ebenfalls einer geistlichen Kommunität widmet sich Helmut *Flachenecker* in „Die Karmeliten oder Frauenbrüder im Hochstift Würzburg“. In einem Längsschnitt werden die vier unterfränkischen Karmelitenniederlassungen Würzburg, Vogelsburg über Volkach, Neustadt/Saale und Schweinfurt vorgestellt. Von ihrem ursprünglichen Sitz auf dem Karmel im Hl. Land verdrängt, erreichten die Brüder kurz nach 1252 auch Würzburg und gründeten im Stadtzentrum ihr erstes Kloster. Die anderen Klöster im Hochstift folgten. Anstelle des ursprünglichen Eremitendaseins bildeten nun Predigt, Seelsorge und die Anerkennung als Bettelorden das Fundament. Doch die Karmeliten konnten ihren geistlichen Verrichtungen nicht unangefochten vom örtlich zuständigen Weltklerus nachgehen, so dass die Würzburger Bischöfe unterstützend eingriffen. Als die historisch-kulturell bedeutendste Hinterlassenschaft der Karmeliten stuft der Vf. die Kirche in Bad Neustadt/Saale mit ihrer Barock- und Rokoko-Ausstattung ein. Hier spiegelt sich im Bildprogramm von Hochaltar und Kanzel eindrucksvoll und anschaulich das speziell karmelitische – den alttestamentarischen Propheten Elias mit Maria verbindende – Geschichtsbild des Ordens und seine besondere Spiritualität. – Der Beitrag ist auch als Appell gedacht,

Wirken und Erbe der Karmeliten in Franken nicht zu vergessen.

Ute *Feuerbach* stellt in „Das Volkacher Salbuch als Teilfaksimile. Eine Edition“ diese herausragende fränkische Rechtsquelle (1504) mit ihren nahezu 130 farbigen Miniaturen vor und rekapituliert insbesondere die hochinteressante Rezeptionsgeschichte, die bereits im 18. Jh. einsetzt. Dem Archivalen galten vielfältige historische Interessen (Stadtgeschichte, lokale Kirchengeschichte, Kunstgeschichte, „Rechtvolkskunde“, Rechtsarchäologie und -ikonographie etc.), es genoss und genießt eine anhaltend hohe Aufmerksamkeit. Umso erfreulicher ist es, dass nun – mitinitiiert durch eine Tagung zum Volkacher Stadtjubiläum 2008 – eine wissenschaftlich kommentierte Edition und ein bibliophiler Teilfaksimiledruck des Salbuchs in Buchform vorliegen, so dass die schöne, reichhaltige Quelle noch intensiver für Forschungszwecke genutzt werden kann.

Einer weiteren Rechtsquelle, ihrem Umfeld und ihrem Initiator gilt Hiram *Kümpers* Aufsatz „Johann III. von Eich (1445–1464) und seine Gerichtsreform. Ein Beitrag zur Geschichte des gelehrten Rechts in Franken“. Das Lebensbild des weniger bekannten 50. Eichstätter Bischofs hebt seine fundierte juristische und frühhumanistische Bildung hervor, kennzeichnet ihn als bemerkenswerte Figur im Umkreis der Großen von Reich und Kirche und zeigt ihn als aktiven Gestalter geistlicher Institutionen in seinem Hochstift und vor allem als Reformator weltlichen Rechts. Gewissermaßen das Vorspiel seiner „großen“ Gerichtsreform waren ein Privileg *Friedrichs* III. von 1446 für die Stadt Eichstätt zur Verfahrenserleichterung bei Strafsachen gegen später so genannte „Landschädige“ und die Rats- und Stadtgerichtsordnung von 1457. Die sich an letztere zeitlich direkt anschließende Gerichtsordnung zeichnet sich durch eine bemerkenswert frühe Rezeption „gelehrter Rechtsgrundsätze“

(W. *Leiser* 1977) aus, die auf altes Herkommen treffen. Diese Spannung verleiht der Gerichtsreform ihr eigenes, in die Zukunft weisendes Potential. Wichtig ist der Abschluss des Beitrags: die Edition der insgesamt 30 Kapitel der frühneuhochdeutsch geschriebenen Gerichtsordnung.

Attila *Tószá-Rigó* forscht über „Die Rolle des Donauhandels im Nürnberger Wirtschaftsleben. Beziehungen zwischen den Wirtschaftseliten Pressburgs und Nürnbergs im 16. Jahrhundert“. Hauptquelle von Rang ist das Verbotsbuch der Stadt Pressburg. Darin sind aus Warenlieferungen stammende Finanzansprüche eines Gläubigers gegen einen Schuldner aufgezeichnet – in Form von Veräußerungsverboten auf bewegliche und unbewegliche Habe, die alle notwendigen personalen und finanziellen Angaben enthalten (Name und Herkunft der Handelspartner, jährliche Verbotszahlen, Schuldsummen, Verbotsinhalte). Die Verbote wurden zwischen 1538 und 1566 ins Buch eingetragen. Grafiken veranschaulichen die diversen Sachverhalte. Bei den Handelsbeziehungen von Oberdeutschland nach Nordwestungarn entlang der sog. „Donauroute“ waren v.a. Bürger aus Pressburg Wirtschaftspartner der oberdeutschen Kaufleute. Der Vf. rekonstruiert die herausragende Rolle Nürnbergs in diesem Geflecht und kann die Geschäftsverbindungen einigen dort ansässigen Familien zuweisen. Sie entstammten der alten patrizischen Oberschicht oder waren – mehrheitlich – rührige Mitglieder des zweiten Standes, die Vermögensmehrung und sozialen Aufstieg auch dieser Handelstätigkeit verdankten. Ihre gegenseitigen Verbindungen geschäftlicher und verwandtschaftlicher Art kann der Vf. ebenfalls erschließen – insgesamt bildet seine Studie einen weiteren wichtigen Beitrag zur Erforschung von Nürnberger wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Kontakten entlang der europäischen West-Ost-Handelsachse.

Unter dem Titel „Bildquellen zur Geschichte der Universität Altdorf. Bemer-

kungen zu einem interdisziplinären Dokumentations- und Erschließungsprojekt“ kündigt Werner Wilhelm *Schnabel* eine digitale Veröffentlichung an, die historische Bilder und Daten zur „Athena Norica“ präsentieren und kommentieren wird. Sie wird als DVD-ROM im Buch- und Medienhandel zu kaufen sein. Befördert wurde die Projektidee durch die besonders gute Überlieferungssituation des Altdorfer Bilderschatzes. Gleichzeitig sollte dem Mangel abgeholfen werden, dass bisher keine geeignete Sammlung vorliegt und dass die Selbstdarstellung der Universität in Bildern auch im Fall Altdorfs noch vergleichsweise wenig erforscht ist. An drei Darstellungstypen (Topographie und Hochschuleinrichtungen, Porträts des Lehrpersonals, Präziosen) erläutert der Vf. den umfassenden Bestand und den hohen Rang der Bildquellen. Ist das Projekt abgeschlossen, eröffnet die Sammlung angesichts der interessanten medialen Aufbereitung eine avancierte Forschungsperspektive für die Wissenschaftsgeschichte der Altorphina und bietet gleichzeitig vielseitige Erschließungsmöglichkeiten auch für Nachbardisziplinen.

Wolfgang *Wüsts* Frage „Ellingen. Die Ballei Franken und der Deutsche Orden – kulturelles und politisches Modell einer verlorenen Lebenswelt in der Region?“ ist doppeldeutig: Geht es um ein kulturelles und politisches Gedankenexperiment in einer Lebenswelt, die nun verloren ist, oder geht es um ein konkretes kulturelles und politisches Gestaltungsmuster, das einer nun verlorenen Lebenswelt den Stempel aufgeprägt hat? Ausgangspunkt der Untersuchung ist die abschätzige Beurteilung des Zustands geistlicher Staaten am Ende des Alten Reiches durch aufgeklärte bildungsreisende Zeitgenossen und die marginale Beachtung dieser Staaten in der späteren Geschichtschreibung, u. a. der sog. „neuen Moderne“. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht die Kommende Ellingen. Betrachtet werden zum einen die in den Quel-

len greifbaren ordnungspolitischen Maßnahmen der Ellinger Ordensobrigkeit und zum andern das barocke Bau- und Bildprogramm der Ellinger Landkomtore. Was die Ordnungspolitik angeht, wird gezeigt, dass die Ellingische „Policey Ordnung“ von 1685 alle Züge eines zeitgenössisch aktuellen Regelwerks aufweist. Sie ist um Rechtssicherheit für die Untertanen besorgt und berücksichtigt die diversen Ausprägungen des Alltagslebens. Die Befunde werden als „frühmoderne Ordnungspolitik“, „frühmoderner Policeystaat“ und „vormoderner Rechtsstaat“ eingestuft. Für die letztere Zuweisung fehlen aber neben der postulierten Rechtssicherheit, soweit ersichtlich, weitere Ansätze zur Begrenzung der staatlichen Gewalt, für die der Terminus stehen könnte. – Das Ellinger Bauprogramm wird als Architekturmetapher rationalen Fürstenhandelns gedeutet, deren formale Sprache durch das Bildprogramm vor allem der Residenz bewusst vertieft und gestützt wird. Denkt man an Konzeption und Ausführung anderer frühneuzeitlicher und barocker Plananlagen, handelt es sich um eine eher späte Manifestation fürstlichen Herrschafts- und Repräsentationswillens. Insgesamt jedoch kann man dem Fazit des Beitrags folgen, dass der Ellinger Ordensstaat in seiner ordnungspolitischen Realität und in seiner Architektursprache dem Vergleich mit den benachbarten weltlichen Fürstentümern und Reichsstädten standhält.

Einer couragierten Frau, die der Obrigkeit die Stirn bot, widmet sich Alison *Rowland* in „Die ‚Flohfrau von Bettenfeld‘. Strategien des Widerstandes in einem fränkischen Hexenprozess des 17. Jahrhunderts.“ Anhand von Quellen aus dem Stadtarchiv Rothenburg ob der Tauber werden die ‚übliche‘ Anklage sowie der gar nicht übliche Verlauf und Ausgang eines Hexenprozesses gegen eine reichsstädtisch-rothenburgische Untertanin aus der Landwehr geschildert. Gegenstand der Anklage war eine Verleumdung wegen angeblichen

Flohzaubers. Der Prozess fand zwischen Ende Juli und 1. Oktober 1652 statt. Fünf Verhöre, das letzte mit Daumenschrauben, brachen den psychischen und physischen Widerstand der Sechzigjährigen nicht. Sie beharrt auf ihrer Unschuld, verteidigt sich so verbal geschickt wie anhaltend widerpenstig und bringt den Stadtrat überdies mit der Schilderung einer Engelsvision in Bedrängnis. Vor so viel Obstination kapituliert die Obrigkeit. Der Prozess endet mit der Haftentlassung der Beschuldigten, nachdem sie Urfehde geschworen hat. – Der Beitrag zur Frauen- und Genesgeschichte zeigt eine als Hexe angeklagte Frau nicht in der häufig propagierten Opferrolle und liefert mit den Erläuterungen zur Engelsvision auch eine Skizze zur lutherischen Volksfrömmigkeit. Schade, dass bei der deutschen Fassung des Beitrags nicht noch genauer auf Orthographie sowie Tempus- und Modusgebrauch geachtet wurde.

Die Studie von Magdalena *Käpplinger* widmet sich in „Paradise Lost – Ein Oratorium von John Christopher *Smith* (1712–1795). Ein Franke und sein ‚Verlorenes Paradies‘ als Mittler zwischen Tradition und Fortschritt“ dem Werk eines in England tätigen Musikers und Komponisten mit Ansbacher Wurzeln. Der in Ansbach am 7. Januar 1712 getaufte Johann Christoph Schmidt war Sohn des gleichnamigen Musikers, der 1716 *Händel* nach London begleitete und 1720 seine Familie nachholte, die sich in England *Smith* nannte. Aufgrund der hohen musikalischen Begabung des jungen *Smith* nahm *Händel* ihn als Schüler an. Nach der Grundausbildung vertiefte *Smith* jun. seine Studien andersorts, unterrichtete selbst und legte bereits 1729 eine erste Komposition vor. Er etablierte sich im reichen englischen Musikleben als Musiklehrer, war rechte Hand *Händels*, Organist und Komponist und starb 1795 allseits geschätzt in Bath. Von besonderer Qualität ist sein Oratorium „Paradise Lost“, dem das berühmte Epos von *Milton* zugrunde liegt. Als Librettist,

der *Miltons* Text geschickt adaptierte, wirkte der weltläufige, gebildete Benjamin *Stillingfleet*, mit dem *Smith* eng befreundet war. Für die Analyse des Oratoriums zieht die Vf. die vom Komponisten selbst gekürzte Fassung von 1774 heran und untersucht den Aufbau sowie drei Stücke (Finale, zwei Arien). Detailliert weist sie nach, dass *Smith*, je nach Sujet, entweder *Händels* kompositorische Traditionslinie gekonnt fortsetzte oder eine neue Richtung einschlug, die sich am empfindsam-galanten Stil orientierte und künftige, frühklassische Tendenzen *Haydns* vorwegnahm. Die Studie ist ein wichtiger Beitrag zur Profilzeichnung des Komponisten und ergänzt gleichzeitig das Bild der englischen und europäischen Musikkultur im Übergang vom Barock zur Klassik. Nicht immer geschickt platziert sind die englischen Zitate. Das deutsch-englische Sprach-Switching (!) innerhalb eines Satzgefüges stört den Lesefluss.

Der Beitrag „Mit den Augen des Fremden. Die Erforschung der indigenen Bevölkerung Brasiliens durch Johann Baptist von *Spix* (1781–1826) und Carl Philipp Friedrich von *Martius* (1794–1868). Voraussetzungen, Arbeitsweisen, Einstellungen“ von Klaus *Guth* beschließt den Band. Im Mittelpunkt der in etwa mentalitätsgeschichtlich-handlungstheoretisch-interkulturell angelegten Untersuchung stehen zwei enzyklopädisch gebildete, vielseitig interessierte, fränkische Naturwissenschaftler, gebürtig aus Höchstadt an der Aisch (*Spix*) und Erlangen (*Martius*). Im Auftrag von König *Max I. Josef* reisten sie nach Brasilien. Das Interesse des Vf. gilt vorrangig dem Blick der beiden Forscher auf die Indianerstämme, um deren Arbeitsweisen und Einstellungen zu rekonstruieren. Bekanntlich nimmt in einer fremden Lebenswelt der Wissenserwerb über das Sehen den obersten Rang neben den anderen Wahrnehmungsmodi ein, so auch hier. Zwischen den beiden Franken und den Indianern gestaltete sich die intersubjektive

Beziehung dabei asymmetrisch, denn ersteren galt der Status der eigenen Kultur als überlegen. Ertrag ihrer umfassenden, ethnologisch wie ethnographisch akribisch dokumentierten Forschungen waren Berichte, Zeichnungen, Präparate und weitere „Trophäen“ aus den besuchten Regionen. All das wurde ins Staatliche Museum für Völkerkunde München verbracht – heute dessen dichtester Sammlungsbestand zur Ethnographie Südamerikas. [1727]

*Elisabeth Fuchshuber-Weiß*

ACKERMANN, KONRAD / SCHMID, ALOIS / VOLKERT, WILHELM (Hg.): Bayern. Vom Stamm zum Staat. Festschrift für Andreas Kraus zum 80. Geburtstag (= Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte, Band 140, 1–2). München: C.H. Beck, 2002; geb., Band 1: XIX + 498 S., 1 Farbabb., 1 Abb.; Band 2: VI + 655 S., 28 Abb. – ISBN 978-3-406-10721-4.

Die zweibändige Festschrift zum 80. Geburtstag von Andreas *Kraus* ist nicht nur eine Hommage an den Jubilar, sondern gleichzeitig auch eine Bilanz der bayerischen Landesgeschichtsforschung zu Beginn des 21. Jahrhunderts. In insgesamt 52 Beiträgen wird diese in großer thematischer Spannbreite vorgestellt. Zeitlich reichen die Beiträge von einem Artikel über die bayerischen Synoden des 8. Jahrhunderts bis kurz vor die Wende zum dritten Jahrtausend. Die durch die Vorgaben der Hg. in ihrem Umfang ähnlich gestalteten Beiträge sind zu einem Teil unmittelbar Epochen zuweisen, während andere Beiträge die Epochengrenzen überspringen und große Zeiträume vergleichend überblicken. Da sich der Jubilar in seinen eigenen Arbeiten mit umfassender Quellenarbeit und mit der Wissenschaftsgeschichte befasst hat, widmet sich die überwiegende Zahl der Beiträge diesen beiden Themenbereichen.

Eine Reihe von Autoren greift in ihren Beiträgen einzelne Quellen auf. Dabei werden neu entdeckte Urkunden Kaiser *Friedrichs II.*, die Geschichte von Kloster *Banz* im späten Mittelalter, ein Exorzismus auf der Festung Rosenberg, die Testamente der Kurfürsten *Friedrich III.* und *Ludwig VI.* von der Pfalz, die kurbayerische Bildungspolitik im Zeitalter der Aufklärung, ein österreichischer Bericht des Jahres 1805 über die bayerische Situation am Hof, in Regierung, Armee und Finanzen, die Gesandtschaftsberichte des Hochstifts Freising, ein Statusbericht des Regensburger Bischofs *Valentin Riedel* von 1847 und zuletzt die Staatsauffassung von Kronprinz *Rupprecht von Bayern* untersucht. Einigen dieser Aufsätze sind die behandelten Quellen als Edition im Anhang beigefügt. Eine eigene Stellung in Bezug auf den Umfang und die thematische Behandlung nimmt der Beitrag von Helmut *Rankl* zur Demographie der ober- und niederbayerischen Städte und Märkte in der Frühneuzeit mit über 50 Seiten ein. *Rankl* stellt neben der demographischen Entwicklung auch die zu dieser gehörenden Quellen umfassend vor. Er hat damit eine mustergültige Untersuchung zur bayerischen Demographiegeschichte geliefert.

Eine Anzahl von Beiträgen widmet sich der Wissenschaftsgeschichte. Neben Darstellungen über die Edition der Regesten der Herzöge von Bayern stehen Ausführungen über die Ergebnisse der Untersuchungen des Historischen Atlases von Bayern zur Kirchen- und Klostergeschichte. Zu dieser Gruppe sind auch die Beiträge über die wissenschaftliche Arbeit in den frühneuzeitlichen bayerischen Klöstern mit *Thierhaupten* und *Prüfening* zu rechnen, aber auch der Beitrag über Max *Pettenkofer* als Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die Abhandlung zur Sozialgeschichte der deutschen Studenten im 19. Jahrhundert bis hin zur Untersuchung der Wirkung von Kardinal *Faulhaber* in der Geschichtsschreibung im Beitrag

von Walter Ziegler. Der Kreis der Autoren bildet einen *Who is who* der bayerischen Landesgeschichte, doch geht er weit über den Kreis der Landeshistoriker hinaus. Die beiden Bände werden durch ein umfassendes Orts- und Personenregister erschlossen, wobei das Schriftenverzeichnis des Jubilars einen umfassenden Überblick über dessen Wirken in der Erforschung der bayerischen Landesgeschichte, aber auch der deutschen Geschichte ermöglicht. Ein abgerundetes, treffliches Werk liegt dem Leser vor, das Anregungen und Ergebnisse in reicher Fülle liefert.

[1728]

Immo Eberl

DOPSCH, HEINZ / FREUND, STEPHAN / SCHMID, ALOIS (Hg.): Bayern und Italien. Politik, Kultur, Kommunikation (8.-15. Jahrhundert). Festschrift für Kurt Reindel zum 75. Geburtstag (= Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Beiheft 18, Reihe B) München: C.H. Beck, 2001. VIII + 318 S., 1 farb. Abb. kt. – ISBN 3-406-10818-0.

Die Festschrift für Kurt Reindel geht auf eine Tagung in Salzburg zurück, für die die Beziehungen zwischen Bayern und Italien zum Thema gewählt wurden. Nach der Laudatio auf Kurt Reindel durch Stephan Freund folgen zwölf Beiträge fast gleicher Länge. Die Thematik derselben ist fast ausschließlich der mittelalterlichen bayerisch-italienischen Geschichte entnommen. Peter Segl behandelt das Verhältnis zwischen Bayern und Italien im Mittelalter, während Wolfgang Störmer die alten Übergänge von Bayern nach Italien mit den Transitproblemen zwischen Spätantike und Hochmittel-

alter vorstellt. Stephan Freund behandelt die Formen und Wege bayerisch-italienischer Kommunikation im Früh- und Hochmittelalter. Rudolf Schieffer greift die Kaiserkrönung Karls des Großen im Zusammenhang mit der Stellung von Erzbischof Arn von Salzburg auf. Erwin Frauenknecht stellt die Nicolaiten und Häretiker aufgrund eines Briefes von 1111 in den Mittelpunkt seiner Untersuchung, Giuseppe Fornasari die Persönlichkeit von Petrus Damiani. Christian Lohmer geht ebenfalls auf Petrus Damiani ein, jedoch auf dessen Darstellung in der benediktinisch-salzburgischen Ikonographie im Zeitalter der Gegenreformation. Lothar Kolmer untersucht die Problematik des „gerechten Krieges“ in der Kriegsrhetorik des 14. Jh. Franz Fuchs stellt mit Arriginus von Busseto einen italienischen Humanisten in Franken vor. Claudia Märkl zeigt die Liberalitas Baioarica am Beispiel von Enea Silvio Piccolomini. Der Beitrag von Alois Schmid behandelt die Ansprüche Bayerns auf das Herzogtum Mirandola bei Verona im 17. Jahrhundert. Heinz Dopsch fasst abschließend die Tagung unter der Überschrift „Bayern und Italien“ zusammen. Die Festschrift schließt mit dem Verzeichnis der Veröffentlichungen von Kurt Reindel seit 1995 und einem Personen- und Ortsregister. Sie untersucht die Beziehungen zwischen Bayern und Italien mit ihrem personellen und wirtschaftlichen Austausch und der immer wieder feststellbaren Auswirkung der italienischen Kultur auf Bayern. Mit diesem Gesamtthema würdigt sie den Jubilar in einer seinem Werk zukommenden Weise und bietet gute Einblicke in das Verhältnis zwischen Bayern und Italien zwischen der Spätantike und dem 17. Jh.

[1729]

Immo Eberl

### 3.2. Bis 1500 (Nr. 1730–1732)

Meyer: Die Christianisierung Frankens [Sankt Kilian] (Fuchshuber-Weiß) (Nr. 1730) – Paulus: Das Pfalzgrafenamt in Bayern (Eberl) (Nr. 1731) – Müller: Die Würzburger Judengemeinde im MA (Fuchshuber-Weiß) (Nr. 1732).

MEYER, OTTO: Die Christianisierung Frankens. Sankt Kilian vor dem Hintergrund des irischen Einflusses auf das frühmittelalterliche Europa. Mit einem Schriftenverzeichnis. Hg. von Klaus Arnold, Ernst-Günter Krenig und Jürgen Petersohn (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe XIII, 47). Würzburg, 2006. 62 S., kart, sw. Porträtfoto. – ISBN 3-86652-047-6.

Im Studienbuch der Rezensentin, die im Würzburg der 1960er-Jahre ihr Geschichtsstudium aufnahm, findet sich beim ersten Wintersemester der Eintrag „O. Meyer / Proseminar zur mittelalterlichen Geschichte“. Über 100 Teilnehmer drängten sich damals, dicht gestaffelt im aufsteigenden Hörsaal, in der Veranstaltung. Es herrschte das ganze Semester hindurch gespannte Aufmerksamkeit. Zum Handapparat gehörte ein bibliophil gemachtes Büchlein, das sich die junge Studentin, wie viele andere Erstsemester auch, sofort anschaffte, und das heute noch zu ihrem Bücherbestand gehört. Es war Meyers „Clavis Mediaevalis“, der Schlüssel zum Mittelalter.

Die kleine Erinnerung soll zeigen, wie präsent Otto Meyer nicht nur in der Wissenschaft war, sondern auch in der Lehre, und wie er nicht nur etablierte Junghistoriker, sondern auch Anfänger, die noch wenig Ahnung hatten, für mittelalterliche Geschichte begeisterte. Meyers herausragende Verdienste um die Mittelalterforschung und die fränkische Landesgeschichte sind in dem kleinen Band verzeichnet. Geordnet nach dem Erscheinungsdatum findet sich die Fülle seiner Schriften, einschließlich der Gedenkschriften zu seinem Ableben, und – was nochmals seine Qualitäten

als akademischer Lehrer unterstreicht – ein Verzeichnis der vielen von ihm betreuten Dissertationen und Magisterarbeiten.

Anlass für die Herausgabe des Bändchens war ein noch ungedruckter Aufsatz Meyers über Sankt Kilian, mit dessen Gestalt und Rolle er sich zeitlebens befasst hatte. Das Manuskript wurde von den Hg. behutsam für den Druck bearbeitet und mit einem fortlaufenden Kommentar versehen, der gleichzeitig den aktuellen Forschungs- und Editionsstand wiedergibt. Allen, die Meyer als Wissenschaftler und akademischem Lehrer begegnen durften, sei diese Schrift als Erinnerung und Ergänzung seines Œuvres empfohlen. Gleichzeitig zeigt sie – auch denen, die nicht zu seinen Schülern zählten – angesichts der Vielfalt der Titel, was alles man über mittelalterliche und fränkische Geschichte erfahren kann.

[1730]

Elisabeth Fuchshuber-Weiß

PAULUS, CHRISTOF: Das Pfalzgrafenamt in Bayern im Frühen und Hohen Mittelalter (= Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte, Band 25). München: C. H. Beck, 2007. LVI + 429 S., geb. – ISBN 978-3-7696-6875-9.

Der Vf. hat mit seiner 2005 in München abgeschlossenen Dissertation das bayerische Pfalzgrafenamt zwischen 830 und 1248 neu untersucht. Er geht dabei auch auf die in den übrigen Stammesherkunftstümern bestehenden Pfalzgrafenämter vergleichend ein. Während für ihn die Kontinuität des Amtes zur Spätantike nicht beweisbar ist, sieht er seine Herkunft im Amt des „comes palati-

nus“. Der Vf. betrachtet den Pfalzgrafen auch weder als Leiter des Königsgerichts noch als Leiter einer eigenen Kanzlei neben der königlichen, sondern nur als juristisch erfahrenes Bindeglied zwischen der Öffentlichkeit und dem König. Während er selbst die minderschweren Fälle entschied, legte er die wichtigen dem König vor. Der Vf. bezieht sich hier auf die Aussagen von *Hinkmar von Reims* in seinem Werk „De ordine palatii“. Paulus stellt das Pfalzgrafenamt als im 9. Jh. entstandenes Königsamt dar, das es aber sicher nicht in jeder Pfalz gegeben hat. Damit nähert sich Paulus der Auffassung von Georg Waitz an, der das Pfalzgrafenamt als in ottonischer Zeit als Gegengewicht zu den Herzögen entstanden ansah. Die Aufsicht des Pfalzgrafen über das Reichsgut im jeweiligen Herzogtum erscheint Paulus bis ins 11. Jh. möglich, wobei er diesem Amt gleichzeitig eine stammesbildende Funktion zusprach. In der Salierzeit begann sich nach ihm das Amt des Pfalzgrafen langsam vom Königtum zu lösen. Paulus hat durch sein Werk das Amt des Pfalzgrafen nicht nur neuerlich im Rahmen des Herzogtums Bayern beleuchtet, sondern dabei eine wertvolle Ergänzung für die Verfassungsgeschichte zwischen der Merowingerzeit und dem Hochmittelalter geliefert. Es wäre begrüßenswert, wenn sich Paulus in weiteren Untersuchungen auch mit dem Pfalzgrafenamt in anderen Herzogtümern beschäftigen würde.

[1731]

*Immo Eberl*

MÜLLER, KARLHEINZ: Die Würzburger Judengemeinde im Mittelalter. Von den Anfängen um 1100 bis zum Tod Julius Echters (1617) (= Mainfränkische Studien 70). Würzburg: Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte e. V., 2004. 395 S., geb., zahlreiche Abb. – ISBN 3-9800538-0-6.

Gleich die Ersterwähnung der jüdischen Gemeinde zu Würzburg 1147 ist verbunden mit einem Pogrom, dem ihre Mitglieder ausgeliefert waren. Mindestens 22 Juden wurden von einer aufgebrachtten Menge – in der Stadt anwesende Kreuzfahrer und Einheimische – umgebracht: wegen eines angeblichen Mordes an einem Unbekannten, der den Namen „Dietrich“ erhielt. In hässlicher Regelmäßigkeit war die jüdische Gemeinde Würzburgs fortan Ziel von Missachtung und Verfolgung, aber sie erlebte auch ein „goldenes Zeitalter“ im Hochmittelalter, und danach Phasen der inneren Erholung und äußeren Ruhe. Erst die konfessionalistische Politik der Gegenreformation, im Hochstift besonders scharf judenfeindlich gestaltet durch Fürstbischof Julius von Echter, beendete die seit dem 12. Jh. währende jüdische Präsenz. Die Dehnung des jüdischen Mittelalters bis in die historische Periode des Frühabsolutismus rechtfertigt der Vf., Ordinarius für Katholische Theologie in Würzburg, mit der Tatsache, dass Echters Zerstörung des jüdischen Friedhofs – er ließ darauf das Juliuspital errichten – das endgültige Aus für die Judengemeinde bedeutete, die dort seit 1147 ihre Toten bestattet hatte.

Die Rekonstruktion des Gemeindelebens vor dem ersten überlieferten Pogrom (ab ca. 1100) und dessen Geschichte in der nachfolgenden Zeit bis zum Ende der Regierung Echters ist also Gegenstand der vorliegenden Monographie. Es ist die erste zusammenhängende Geschichte dieser ganz besonderen Kommunität im angezeigten Zeitraum, und sie beschreibt, welche herausragende Bedeutung dieselbe innerhalb des Judentums für dessen Tradition, Spiritualität, Kultur und Bildung all die Jahre über hatte. Sie glänzt durch eine profunde Kenntnis des jüdischen, von dem geltenden Gesetz, der „Halacha“, bestimmten Eigenlebens und bezieht auch den sensationellen Fund der über 1500 Grabsteine und Grabsteinfragmente ein, die 1987 in

der Stadt geborgen werden konnten. Gleichzeitig reicht die Darstellung über Stadt und Hochstift Würzburg hinaus, wenn Quellen und Ereignisse auf größere Zusammenhänge verweisen, und neben der Geschichte der jüdischen hat sie stets auch die Geschichte der sie flankierenden und einschnürenden nichtjüdischen Gesellschaft im Blick.

Das Ergebnis ist eine packende, lesenswerte Schilderung auf dem aktuellen Forschungsstand, umfassend und detailliert

zugleich. Die zahlreichen, schönen Abbildungen unterstreichen den Wert des Buches. Empfohlen wird es Fachleuten aus den historischen Wissenschaften, aus Theologie und Judaistik und all denen, die Erinnerung an jüdisches Leben für wertvoll und wichtig erachten. Den Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte e. V. sei für die Aufnahme des Buches in die Studienreihe gedankt.

[1732]

*Elisabeth Fuchshuber-Weiß*

### 3.3. 1500–1789 (Nr. 1733–1734)

Uhrmann: Das Herzogsschwert der Fürstbischöfe von Würzburg (Eberl) (Nr. 1733) – Wüst (Hg./ Riedl (Red.): Aufbruch in die Moderne? Bayern, das Alte Reich und Europa an der Zeitenwende um 1800 (Fuchshuber-Weiß) (Nr. 1734).

UHRMANN, FRANK: Das Herzogsschwert der Fürstbischöfe von Würzburg. Studien zum Bedeutungswandel und zur Rezeptionsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart (= Mainfränkische Studien, Band 76). Würzburg: Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte e.V., 2007. 131 S., kt., 1 farb. Abb. – ISBN 978-3-9800538-4-6.

Die vorliegende Untersuchung wurde als schriftliche Hausarbeit im Rahmen der ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Gymnasien 2005 abgeschlossen. Der Vf. hat seine Arbeit in drei Kapitel eingeteilt, die das Herzogsschwert zwischen dem 18. Jahrhundert und der Gegenwart vorstellen. Das erste Kapitel widmet sich dem Herzogsschwert in der Zeit der Würzburger Fürstbischöfe. Das um 1460 vom Würzburger Fürstbischof im Auftrag gegebene

gotische Zeremonialschwert ist heute als das fränkische Herzogsschwert bekannt, das sich auch auf Münzen, Siegeln und Grabmälern der Würzburger Fürstbischöfe, aber auch in Nachbildungen als deren Grabbeigaben seit dem späten Mittelalter findet. In der schriftlichen Überlieferung wurde das Schwert erstmals in der kurz vor 1200 entstandenen *Vita Adalberonis episcopi* erwähnt. Bildliche Darstellungen des Herzogsschwertes finden sich erst ab dem 16. Jh. Das Herzogsschwert wurde von der Forschung bereits eingehend untersucht. Im zweiten Kapitel wird das Herzogsschwert als Antiquität im Zeitraum zwischen Säkularisation und Gegenwart behandelt. Deutlich wird dabei die bis in die Gegenwart anzutreffende starke Ablehnung der Säkularisation in Würzburg, in deren Zusammenhang das Herzogsschwert nach München abtransportiert wurde. Im

19. und zu Beginn des 20. Jh. wurde das Herzogsschwert immer wieder aus breiten Kreisen der Bevölkerung nach Würzburg zurückgefordert, was aber aus Befürchtung separatistischer Neigungen in Franken verweigert wurde. Auch nach dem Ende der Monarchie blieb das Herzogsschwert daher in München. Das dritte Kapitel befasst sich mit dem Herzogsschwert als Politikum. Durch die Ausstellung *Franconia Sacra* 1952 und vor allem durch die Forschungen des Kunsthistorikers Max von Freedon begann man sich in Franken an das Herzogsschwert und seine Geschichte zu erinnern. Es folgten die Ausstellungen zum 800. Jahrestag der Guldernen Würzburger Freiheit 1968 und die Kiliansausstellung 1989. In allen Ausstellungen nahm das Herzogsschwert eine besondere Stellung ein. Sein politisches Gewicht gewann es jedoch im Zuge der Diskussionen über die Rückgabe der fränkischen Kulturschätze. Aus politisch durchsichtigen Gründen widmete sich vor allem die SPD in Franken in wiederholten Eingaben der Forderung nach Rückführung des Herzogsschwertes, aber auch anderer Kunstschätze nach Franken. Der Vf. macht deutlich, dass das Besondere am Herzogsschwert dessen Stellung als Propagandamittel im 15. Jh. sei, die es in der Gegenwart zurückgewonnen habe. Der Vf. hat eine zusammenfassende, interessante Abhandlung über das Herzogsschwert in Franken vorgelegt. Leider wird dabei dieses alleine untersucht und keine Verbindung zu vergleichbaren Zimelien hergestellt, was ermöglicht hätte, das Herzogsschwert umfassender zu bewerten.

[1733]

Immo Eberl

WÜST, WOLFGANG (Hg.) / RIEDL, TOBIAS (Red.): Aufbruch in die Moderne? Bayern, das Alte Reich und Europa an der Zeitenwende um 1800 (= *Franconia*. Beihefte zum Jahrbuch für fränkische Landesforschung, 2). Zentralinstitut für Regionalforschung – Sektion Franken: Friedrich-Alexander-Universität Erlan-

gen-Nürnberg, 2010. VII + 256 S. geb., zahlreiche Abb. – ISBN 978-3-940049-11-7.

Eine witzige Karikatur auf dem Einband umschließt das Buch als ikonographische Klammer. Reichsadler und bayerischer Löwe stehen einander auf einem Denkmal gegenüber und touchieren sich in Augenhöhe. Der Löwe hält Reichs- und Rautenwappen in den Tatzen. Gleich wird er den Adler vom Denkmal schubsen. Darunter mühen sich Mönche und Nonnen ab, in Truhen und Koffern Geld herbeizuschaffen, das für den erhöht postierten, mit heischender Geste auf sie blickenden staatlichen Kommissär bestimmt ist. Neben dem Kommissär steht ein bayerischer Soldat mit Gewehr und Säbel, was die gezeigten Machtverhältnisse unterstreicht. Unschwer erschließt sich, worauf die Karikatur anspielt. Es ist die Säkularisation von 1803.

Die Szene gehört in das europäische Schauspiel um 1800, in dem Tradiertes und Neues in vermischten Kräftefeldern nebeneinander, gegeneinander und hierarchisch zueinander im Spiel sind und miteinander um Positionierung und Orientierung ringen. Dieser Umbruchphase und ihren Folgewirkungen widmet sich der vorliegende Aufsatzband, Ertrag einer historisch-interdisziplinären Tagung in Kloster Banz. Für die inhaltliche Klammer der Aufsatzsammlung sorgt die Einleitung des Hg. Wolfgang Wüst. Knapp und treffsicher werden die Intentionen und Themenbereiche der Beiträge vorgestellt. Ein Orts- und Personenregister am Ende des Bandes dient zusätzlich der Erschließung. Was nun die Besprechung der Beiträge anbelangt, so werden hier, obwohl alle eine Würdigung verdienen, aus Platzgründen solche herausgegriffen, bei denen eines der Tagungsanliegen, überregionale und über die eigentliche Umbruchphase hinausweisende Tendenzen und Zusammenhänge zu erforschen, besonders deutlich zum Ausdruck kommt.

Wolfgang E. J. Weber, Augsburger Kulturhistoriker, weist in „Geburtswehen der Moderne. Politische Ideen zu Umbruch und Revolution um 1800“ nach, dass sich die Jahre zwischen 1789 und 1815 in den Köpfen französischer Zeitgenossen ausdrücklich als Revolutionsjahre eingepägt haben. Ihre Wahrnehmung und Deutung betraf dabei vorrangig die politischen Verhältnisse, egal, ob sie auf Seiten der Revolutionäre und Napoleons standen oder an den alten Zuständen festhalten bzw. deren Restauration durchsetzen wollten. Als Beobachter und Erklärer der Ereignisse trat, den überlieferten Publikationen nach, eine sozial breit gefächerte Gruppe von Autoren mit unterschiedlicher intellektueller Reichweite auf den Plan. Ihnen allen war bewusst, dass sie eine Umbruchzeit mit einer ganz speziellen Dramaturgie erlebten. Dieses Bewusstsein wurde an bestimmten Indikatoren festgemacht, wobei der Vf. auch bisher eher wenig beachtete wie den Zusammenbruch der tradierten Verkehrsformen, die Instabilität der öffentlichen Meinung, die Verlagerung der Erziehung aus dem christlich-kirchlichen in den säkular-staatlichen Bereich oder den Bruch mit der tradierten Zeit- und Geschichtsauffassung als wichtige Faktoren der Wahrnehmung und Deutung anführt. Immer ging es um Orientierungsverluste, der innere Kompass war abhanden gekommen. Kaum erwähnt hingegen werden Faktoren der politischen Ökonomie. Sollten sie außerhalb des Horizonts der Zeitgenossen gelegen haben? – Die notwendig auf sehr allgemeiner Ebene stehende Abhandlung skizziert gleichwohl gut nachvollziehbar, welche Handlungen und Ereignisse als revolutionär erfasst, medial aufbereitet und in ihrer Tragweite gewertet wurden. Man kann sie als den Auftakt der Aufsatzreihe verstehen und in diesem Sinne an ihren Determinanten messen, ob und inwieweit auch andernorts vergleichbare Sachverhalte als Indikatoren eines Umbruchs verstanden wurden.

Den Bogen ins nachrevolutionäre Frankreich schlägt der Aufsatz „Revolution und was dann? Französische Revolutionäre in der Kritik Sainte-Beuves“ von Thomas Nicklas, Historiker in Reims. Der Beitrag ist, von *Sainte-Beuve* (1804–1869) her zu urteilen, weitgehend als eine Paraphrase des Dictums *Le style c'est l'homme* zu lesen. Sainte-Beuve war als kritischer Literat geneigt, die Schriften der 1789er-Revolutionäre nach ihrer ästhetischen Qualität zu beurteilen und daraus ihre Geschichtswirksamkeit abzuleiten. Dabei kommt er zu für die Autoren nicht immer schmeichelhaften Schlussfolgerungen. Doch auch er selbst war eine schillernde Person, die sich zwischen Liberalismus und Bonapartismus einrichtete und als „Linker des Empire“ einstuft. Ab 1849 rechnet er mit der 1789er-Revolution ab, wobei er das kultivierte Milieu des Ancien Régime als Maßstab nimmt. Protagonisten und Projektionsflächen seiner Untersuchung sind der Abbé *Sieyès*, *Condorcet*, *Desmoulins*, *Saint-Just* und ihre Schriften. Sie gerät zur Abrechnung, weil die Männer nach Sainte-Beuves Einschätzung schlechte Texte lieferten. Man kann die Revolution nicht ungeschehen, aber man kann die Revolutionäre klein machen, indem man ihr Talent als Autoren klein macht. Da es ihm, so Nicklas, darum zu tun war, den „guten Stil“ und den „guten Geschmack“, derer Frankreich durch die Revolution verlustig ging, wiederzugewinnen, kann die Trennung zwischen Literatur und Politik aufgehoben werden. Damit schafft sich die literarische Analyse ihr eigenes Geschichtsbild. Doch in dem Transformationsprozess bleibt die Geschichtswissenschaft außen vor. Sainte Beuves Ansatz erhellt weniger das Revolutionsgeschehen als vielmehr seine Beziehung dazu im Frankreich der beginnenden 1850er Jahre – auch dies ein weiterwirkender Aspekt.

Der Umgang mit Baudenkmalern und historischen Kunststilen ist Thema des Aufsatzes „Imaginationen des Mittelalters im 19. Jahrhundert: zum Kunstschaffen

König Ludwigs I. von Bayern“ der Mediävistin Gisela *Drossbach*. An Beispielen der Bautätigkeit unter Ludwig I. weist sie nach, dass die Hinwendung zu vergangenen Stilepochen für den Monarchen Ausdruck seiner eklektizistischen Kunstauffassung und seiner restaurativen Politik war. Insbesondere an der Restaurierung und Purifizierung der mittelalterlichen Dome zu Regensburg und Speyer sowie an den neu errichteten Münchener Sakralbauten St. Ludwig und St. Maria in der Au erweist sich, dass historistisches Kunstwollen und politisches Programm des Königs eng verflochten sind. Neoabsolutismus und Mittelalterrezeption stellen keinen Gegensatz dar. Letztere führt zu handwerklich wie künstlerisch qualitativollen Anverwandlungen, u. a. bei der Gestaltung der Innenräume durch Ausmalung oder durch Glasfenster, woran gleichzeitig deutlich wird, was von mittelalterlicher Architektur, Religion und Herrschaft als wichtig gedacht wurde: Logik des Bauens, Bekenntnis zur katholischen Konfession sowie zum sakralen Herrschertum und nationale Einheitsidee. – Die eine oder andere Abbildung oder Architekturzeichnung hätte den interessanten Beitrag noch anschaulicher gemacht. Eine letzte Durchsicht hätte ihm gutgetan. Nicht uneingeschränkt z. B. erschließen sich die Textunterstreichungen und manche Gedankenfolgen in Ziffer 3 und 5 des Beitrags; die Angaben zu Goethes Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ (Titel, Erscheinungsjahr, Zitat) sind ungenau.

„Die Industrialisierung als soziale Erfindung. Innovation und soziales Experiment in Großbritannien 1780–1840“ bewertet der Erlanger Historiker Karl H. Metz in seinem knappen, spannenden Essay unter dem Gesichtspunkt eines Vorgangs, von dessen Verlaufsmustern Staaten mit sekundären Industrialisierungsprozessen profitieren könnten. Technische Erfindung braucht sozioökonomische Einbettung, wenn sie funktionieren soll, so die Auffassung. In Großbritannien wurde das

so durchexerziert, dass die unvermeidlichen sozialen Spannungen, die mit dem technischen Wandel einhergingen, trotz aller Friktionen letztlich austariert und überwunden werden konnten. Voraussetzungen waren die im Gegensatz zu Frankreich sanfte Regelung der Machtfrage mit dem Kompromiss „King in Parliament“ sowie die Kontinuitätswahrung im Verlauf sozioökonomischer Umstrukturierungen und daraus resultierend die Bereitschaft, Experimenten und Innovationen offen und lernbereit zu begegnen. „Experimentelle Offenheit“ und „problemlösendes Lernen“, wiesen, so der Vf., auch heute noch den „Weg in die Zukunft“.

Architekturgeschichtliches zwischen ca. 1890 und 1914 bietet Andrea *Groß* M.A. in „Heimatstil zwischen Tradition und Moderne – eine Analyse im deutschsprachigen Raum“. Der Beitrag geht von deutschen, österreichischen und Schweizer Veröffentlichungen, darunter so grundlegende wie die von Mebes (1908) und Baudin (1909) sowie das 2005 erschienene Standardwerk von *Crettaz-Stürzel*, aus. In der Fachliteratur wird der Begriff „Heimatstil“ in unterschiedlichen architektonischen Kontexten gebraucht, zeichnet sich aber in allen Verwendungen dadurch aus, dass er eine regional inspirierte, traditionalistische Formensprache zugrunde legt. Existenzielle Sinngehalte lieferten Agrarromantik und Lebensreformbewegung, Historismus und Jugendstil wurden durchgesetzt und überwunden.

Die Vf. unterscheidet den „Ersten“ vom „Zweiten Heimatstil“. Dies hilft angesichts der Vermischung, Durchdringung und Überlagerung der Formen, die vielfältigen Ausprägungen zu gliedern.

Insgesamt kann man den Heimatstil in die Architektur der vernakularen Moderne einordnen. Zum einen wurde beim Bauen auf die Architekturüberlieferung der Zeit vor der Industrialisierung und Technisierung zurückgegriffen – auf das „Um 1800“ (Mebes). Zum anderen übte die Bauern-

hausarchitektur eine besondere Anziehungskraft aus, sprach man ihr doch einen Ewigkeitswert zu (Schultze-Naumburg). Aneignung und Transformation durch das bürgerlich-urbane Milieu erfolgten bei ganz unterschiedlichen Bauaufgaben, wie die Vf. an ausgewählten Beispielen und Abbildungen anschaulich belegt. Sie weist ferner darauf hin, dass diesen Prozess eine gegenseitige Durchdringung im gesamten deutschsprachigen Raum begleitete. Eine umfassende Monographie zum Thema Heimatstil in Deutschland liegt bislang nicht vor. Mit ihrer anregenden, kundigen Zusammenstellung hat die Vf. gründliche Pionierarbeit geleistet. Ein Endlektorat hätte manchen Textstellen gutgetan.

Zusammenfassend lässt sich hervorheben: Mit vereinfachenden Gegenüberstellungen der Art Tradition – Moderne oder Moderne – Antimoderne räumt der Band

auf. Aufgrund seiner thematischen Breite und Tiefendimension treten zahlreiche Spannungsfelder und Verbindungslinien zwischen den Polen klar zutage. Ebenso wird ein breites Spektrum an Folgewirkungen und Interferenzen aufgezeigt. Apropos: Vielleicht hätte ein Beitrag zur Rezeption der Umbruchzeit im früher so genannten Heimatkunde- und im heutigen Geschichtsunterricht gut in das Aufsatzensemble gepasst? Wie zeigt sich und wohin weist das didaktische Interesse an dem Thema? Die Regionalforschung sollte solche Fragen nicht ausklammern. Es geht immerhin neben Folgewirkung und Interferenz auch um die Erschließung künftiger historischer Ressourcen an den Schulen. Die Quellen dort sprudeln nicht.

[1734]

*Elisabeth Fuchshuber-Weiß*

### 3.4. 19. Jahrhundert (Nr. 1735–1741)

Schmid (Hg.): Die Säkularisation in Bayern 1803 (Eberl) (Nr. 1735) – Rosenstock (Bearb.): Die unterfränkischen Judenmatrikeln von 1817 (Fuchshuber-Weiß) (Nr. 1736) – Hohmann (Hg.): Chronik der jüdischen Schule von Tann (Rhön) (Fuchshuber-Weiß) (Nr. 1737) – Blaufuß (Hg.): Wilhelm Löhe. Erbe und Vision (Koch) (Nr. 1738) – Geiger: The Life, Work and Influence of Wilhelm Löhe (Blaufuß) (Nr. 1739) – Wenz: Hegels Freund und Schillers Beistand. Friedrich Immanuel Niethammer (Keller) / Friedrich Immanuel Niethammer (1766–1848). Beiträge zur Biographie und Werkgeschichte (Keller) (Nr. 1740) – Krauss: Evangelisch in München – Karl Buchrucker (Herz) (Nr. 1741).

SCHMID, ALOIS (Hg.): Die Säkularisation in Bayern 1803. Kulturbruch oder Modernisierung? (= Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, Reihe B 23). München. C.H. Beck, 2003. XIV + 398 S., geb. – ISBN 978-3-406-10664-4.

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften und die Katholische Akademie in

Bayern veranstalteten 2003 ein gemeinsames Symposium zu Fragen der Säkularisation in Bayern. Elf Beiträge sind davon im vorliegenden Werk abgedruckt. Die Säkularisation wird dabei von den verschiedensten Seiten her betrachtet. Hans *Maier* behandelt die Entwicklung des Rechtsbegriffs Säkularisation. Sein Hinweis auf die 1803 freigesetzten Kräfte besteht zu Recht. Man-

fred *Weitlauff* geht den Ereignissen und Problemen der bayerischen Säkularisation nach, während Alois Schmid die Säkularisationspolitik im Kurfürstentum Bayern des 18. Jh. näher betrachtet. Reinhard *Stauber* und Eberhard *Weis* untersuchen die Politik von *Montgelas*, Stauber im Vorfeld der Säkularisation 1798–1803, Weis im Bezug auf die Klöster Bayerns. Michael *Kaufmann* stellt die Säkularisation der Abtei Metten als konkreten Einzelfall vor. Karl *Hausberger* behandelt die Frage nach den Folgen der Säkularisation, die aus der Reichskirche zum *Vaticanium I* führten. Wolfgang *Frühwald* behandelt die Säkularisation und ihre Auswirkungen auf den Bildungsbereich und die Literatur. Winfried *Müller* stellt die Frage nach einem bayerischen Sonderweg in der Säkularisation, der keineswegs als sicher gelten kann, während sich Werner K. *Blessing* ihren gesellschaftlichen Folgen widmet. Katharina *Weigand* wendet sich im abschließenden Beitrag dem Streit der Wissenschaft und der Öffentlichkeit über die Säkularisation und ihren Folgen zu. – Es überrascht, dass im vorgelegten Band kein Beitrag die unter König *Ludwig I.* beginnende teilweise Rücknahme der Säkularisation in Bayern durch die Wiederbegründung zahlreicher Klöster näher behandelt hat. Auch zeigt der Band insgesamt, dass eine einheitliche Darstellung der Vorgänge von 1803 und ihren Folgen kaum möglich ist. Einerseits bleibt der von der Aufklärung erzeugte, sinnlose Kulturbruch. Andererseits entwickelten sich die neuen Staaten des 19. Jahrhunderts mit ihren Verfassungen und Ausprägungen auf den Trümmern der Kultur und der Politik des mehr als 800 Jahre dauernden Alten Reiches. Der ultramontanen Kirche des Papstes wurden so neue Möglichkeiten gegeben. Mit diesem Sammelband wird ein wertvolles Werk vorgelegt, das viele Ansätze zu neuen Gedanken und neuen Arbeiten bietet.

[1735]

Immo Eberl

ROSENSTOCK, DIRK (Bearb.): Die unterfränkischen Judenmatrikeln von 1817. Eine namenkundliche und sozialgeschichtliche Quelle. Würzburg: Schöningh 2008 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg, Bd.13). 352 S., 9 Tab., 8 sw. Abb., kart. – ISBN 978-3-87717-797-6.

Die Veröffentlichung, erarbeitet von dem pensionierten Vor- und Frühgeschichtler Dirk Rosenstock, ist Fundament und Fundgrube zugleich für einen bislang eher vernachlässigten Zweig der Onomastik, die Erforschung jüdischer Personennamen, sowie für sämtliche damit verknüpfbare Forschungsfelder. Standardwerke wie z.B. M. *Gottschalds* Deutsche Namenkunde (6. Aufl. 2006) oder W. *Seibickes* Die Personennamen im Deutschen (2. Aufl. 2008) widmen dem Thema wenige Zeilen, die Arbeiten Dietz *Berings* werden wenig rezipiert, auch, weil sie sich vornehmlich dem pervertierten Umgang mit den Namen der Juden innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft widmen (Polemik, Ausgrenzung, Stigmatisierung; vgl. z.B. ders.: Die Namen der Juden und der Antisemitismus. In: Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Namenforschung. 2. Teilband, 1996, S. 1300–1310). Gerade für Franken gibt es hier noch Forschungsaufgaben zu erledigen. So ist die Würzburger Veröffentlichung ein wichtiger Markstein.

Untersuchungsgebiet ist der 1814 an Staatsbayern gelangte Untermainkreis, in etwa das heutige Unterfranken. Ausgangspunkt ist das Judenedikt von 1813. Dessen Ziel war es, die Randgruppe der Juden vor allem aus den neu hinzugewonnenen Gebieten systematisch zu erfassen, in den Untertanenverband einzupassen, indem man sie den Untertaneneid schwören ließ, und durch Auflagen ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung auf dem status quo zu halten. Da die Familiennamen der Juden die erwünschte bürokratische Haltbarkeit nicht immer garantierten und sich deshalb bei Polizei- und Kriminalfällen der Er-

fassbarkeit entzogen – der bei den gläubigen Juden übliche synagogale Name aus dem eigenen und dem angehängten Rufnamen des Vaters wechselte von Generation zu Generation –, wurde in dem sog. Matrikelparagraphen angeordnet, dass sie einen „bestimmten“, d.h. festgelegten Familiennamen anzunehmen hätten. Der traditionelle und der „bestimmte“ Name sowie weitere Angaben zu den erfassten Juden waren in Matrikelbögen einzuschreiben.

In seiner stilischer formulierten, fundierten Einleitung erläutert der Bearb. die Voraussetzungen und das Procedere bei der Erstellung der Listen und zeichnet gleichzeitig den Prozess der ambivalenten Namengenese, d.h. der an staatliche Auflagen gebundenen Namenwahl durch die Juden selbst bzw. deren „Nachbesserung“ durch den für das Judenwesen zuständigen Landesdirektionsrat, nach. Er weitet diese Darstellung zusätzlich aus, indem er der unterfränkisch-bayerischen Handhabung der „Judennamenfrage“ deren Regelung in den deutschen Ländern sowie in Frankreich an die Seite stellt. Bekanntlich wurde die „Frage“ im Zuge der staatlich angeordneten Emanzipation allerorten administrativ von oben nach unten geregelt. Innerhalb der Judengesetzgebung der deutschen Länder freilich war der bayerische, bis 1861 geltende Matrikelparagraph einmalig.

In den Erläuterungen zu den von ihm zu Recht als „Namenschatz“ bezeichneten 1114 unterschiedlichen Namen des Namenscorpus der Matrikeln beschränkt der Bearb. sich auf eine Zuweisung der Namen zu vier weitgefassten Kategorien, die in der historischen Namenforschung ursprünglich der Unterscheidung nach der Entstehung der Namen dienten (Herkunfts-, Vater-, Berufs- und Willkürnamen, wobei die Kategorie Berufsnamen noch aufgefächert ist). Dies lässt sich auf die nicht „gewachsenen“ Namen nicht ohne weiteres übertragen, ist hier aber angesichts der darauf aufbauenden spannenden Nameninterpretationen und –geschichten, die stringent aus

den Quellen abgeleitet werden, angemessen. Dabei wird einmal mehr auch das ins kollektive Bewusstsein der deutschen Sprachgemeinschaft eingegangene Pseudowissen von einer einschlägig jüdischen Namentypik als ein ideologisches Konstrukt entlarvt. Es gibt keine ausschließlich jüdischen Namentypen, es gibt eine aus verschiedenen Bedingungen, z.B. dem literarischen Zeitgeschmack (Namen nach Blumen, Edelsteinen, Ritterfiguren) ableitbare Namensvielfalt. Die Namen der dominanten (Sprach-)Kultur und der jüdischen Kultur vermischten sich, das geht auch aus den unterfränkischen Matrikeln eindeutig hervor. Von jüdischer Tradition motivierte neu gefundene Namen und statistische Besonderheiten hierbei gibt es durchaus, was die vom Bearb. erstellten Häufigkeits- und Rangfolgetabellen zu den erfassten Namen belegen. Die Abweichungen ändern aber am Gesamtbefund nichts.

Herzstück der Publikation sind die in alphabetischer Reihenfolge nach den Land- und Herrschaftsgerichten des Untermainkreises sortierten Matrikeln. Da das vorgegebene Matrikelformular neben den Rubriken „Bisheriger Name“ und „Neu angenommener Name“ die weiteren Rubriken „Nahrungsstand und Gewerbe“, „Tag der Eintragung in die Matrikel“ sowie die breite Rubrik „Bemerkungen“ vorsah, liefern die Tabellen, die von den Beamten geführt wurden und bei deren Einträgen bisweilen der sog. Vorgänger der Judengemeinde mit half, der seine Glaubensbrüder gegenüber den staatlichen Behörden vertrat, eine Bestandsaufnahme vom Stichtag, spiegeln die soziale Rangfolge wie die ökonomischen und familiären Verhältnisse der verzeichneten Personen und geben aufgrund des Zeitpunkts der Schutzbrieferteilung Hinweise auf deren vorherige Rechts- und Lebenslage. Die Faksimile-Beigaben – es handelt sich um ein leeres Matrikelformular, um Schutzbriefe, um die Angaben eines (Bad) Kissinger Schutzjuden und die Niederschrift geschworener Eide auf König und

bayerische Verfassung – machen den Erfassungsvorgang anschaulich und vermitteln gleichzeitig eine Vorstellung von der nicht einfachen Editions Aufgabe des Bearb.

Der eingangs betonte hohe Wert der Veröffentlichung für breit angelegte onomastische Untersuchungen liegt darin, dass sie nicht nur Material für eine linguistische Auswertung und Systematisierung der Namen bereitstellt und eine Quelle für namengeographische Studien in dem erfassten Areal und darüber hinaus ist. Zudem gibt sie aufgrund der genealogischen und weiteren Angaben Aufschlüsse über die Geschichte einzelner jüdischer Familien und hilft bei deren Rekonstruktion, und sie lässt Folgerungen über den soziokulturellen Habitus der Juden und ihres nichtjüdischen Umfelds zu. Einmal mehr bestätigt sie auch das Assimilationsdilemma, das der postabsolutistische Staat den Juden aufzwang. Sie konnten die Integration nur um den Preis eines Identitätsverlusts, hier der Aufgabe ihrer Namentradi tion und –autonomie durch den verordneten Übertritt in das bürgerliche Namenlager, erlangen. Dass das Tragen eines festliegenden Familiennamens andererseits für die Juden in der im bayerischen Untermainkreis wie überall sich durchsetzenden Moderne Vorteile mit sich brachte, versteht sich von selbst, auch wenn der Matrikelparagra ph eindimensional die staatlichen Interessenlagen vertrat.

Die umfangreichen, sehr sorgfältig erstellten Anlagen sowie der gesamte Anhang ergänzen den Band sehr gut. Erstere umfassen ein alphabetisches Ortsregister zu den Matrikeln mit Angabe der Gerichtszugehörigkeit (1817) und der heutigen Gemeinde- und Landkreiszugehörigkeit und ermöglichen den direkten Zugriff auf die einzelne Ortsmatrikel. Ein Glossar erklärt heute ungebräuchliche Bezeichnungen der Listenspalte „Erwerb“. Auch die vom Landesdirektionsrat v. Halbritter abgezeichnete Anweisung zur Anlage der Listen ist wiedergegeben. Ein Exkurs über die Genealogen A. P. Czellitzer (geb. 1871, nach

Sobibor deportiert 1942/43) und G. Kessler (1883–1963), die sich um die jüdische Familienforschung verdient gemacht hatten, beschließt den Anlagenteil. – Der Anhang bietet u. a. vier sehr exakte Register (Personen, Ortsnamen, Berufe, Sachbegriffe).

Fazit: Onomastik, Sozialgeschichte und jüdische Genealogie erhalten durch diesen Band unverzichtbare Informationen und wichtige Impulse, die über den regionalen Horizont hinausreichen. Nicht unerwähnt soll bleiben, dass die Buchform der Veröffentlichung einer digitalen Edition vorzuziehen ist, zumindest aus Sicht der Rezensentin. Systematisches Lesen, Querlesen, Nachschlagen, Abgleichen, Blättern etc. gestalten sich beim gedruckten Medium allemal komfortabler als beim digitalen. Ein Dank deshalb auch dem Stadtarchiv Würzburg, das den Band in seine angesehene Veröffentlichungsreihe übernommen hat.

[1736]

*Elisabeth Fuchshuber-Weiß*

**HOHMANN, JOACHIM S.** (Hg.): Chronik der jüdischen Schule zu Tann (Rhön). Mit einer kurzen Geschichte der israelitischen Gemeinde und zeitgenössischen Lichtbildern. Frankfurt/M. – Berlin u.a.: Peter Lang, 1997. 189 S., 11 sw. Abb., 4 Tab., kart. – ISBN 3-631-32175-9.

Im Vorwort umreißt der 1999 verstorbene Hg. – vormals Historiker, Sozialwissenschaftler und Ordinarius für Soziologie – kurz den Schauplatz und die wichtigen Anliegen der Veröffentlichung. Die jüdische Gemeinde zu Tann, einer heute hessischen Kleinstadt bei Fulda in der Nordrhön, bestand genau 201 Jahre: 1740 gegründet, wurde sie 1941 mit der Vertreibung der letzten jüdischen Bürgerin ausgelöscht. Die Chronik reiht die Gemeindegänge zwischen 1879 und dem Novemberpogrom 1938 aneinander, historische Nachträge bis 1991 erweitern den Zeit-

raum. Ferner enthält sie eine Aufstellung der Grabinschriften des örtlichen jüdischen Friedhofs von 1934, die auch die Generationenfolge der Bestatteten wiedergibt und gleichzeitig deren Verwandtschaftsverhältnisse rekonstruiert. Ein historischer Abriss des Hg. am Ende des Bandes skizziert die wesentlichen Ereignisse der Gemeindegeschichte, zeitgenössische Fotos vermitteln eine Vorstellung vom Leben in der Gemeinde.

Die Chronik, das Herzstück des Bändchens, wurde ab 1879 von den drei nacheinander amtierenden Lehrern der jüdischen Schule handschriftlich aufgezeichnet. Sie ist nicht nur Zeugnis des kleinstädtischen Schul- und Alltagslebens mit seinen besonderen jüdischen Akzenten, sondern spiegelt auch, aus der Perspektive der Chronisten, Ereignisse auf überregionaler Ebene bis hin zur Reichsgeschichte. Deutlich wird, wie sich jüdisches Selbstverständnis definierte und wie die positive Identifikation Jahr um Jahr aufgrund widriger politischer und wirtschaftlicher Verhältnisse und einer anschwellenden völkisch-antisemitischen Propaganda immer mehr zerstört wurde. Entrechtung, Vertreibung und Ermordung der jüdischen Bürger Tanns im NS-Staat setzten – wohl unwiderruflich – den Endpunkt des Zusammenlebens.

Es ist das große Verdienst von Hg. und Verlag, die vollständige Chronik samt Begleittexten und -materialien veröffentlicht zu haben. Sie wird Erinnern ermöglichen und Erinnerung wachhalten, nicht nur in Tann.

[1737]

*Elisabeth Fuchshuber-Weiß*

**BLAUFUSS, DIETRICH** (Hg.): Wilhelm Löhe. Erbe und Vision. *ILoES* | Loehe Theological Conference II Neuendettelsau 22. bis 26. Juli 2008 (= LKGG 26). Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2009. 381 S., br. – ISBN 978-3-579-05781-1.

Mit der 2005 am Wartburg Theological Seminary in Dubuque/Iowa (USA) erfolgten Gründung der „International Loehe Society“ hat die wissenschaftlich-theologische Beschäftigung mit Wilhelm Löhe, dem einflussreichen fränkischen Pfarrer des 19. Jahrhunderts, ein neues Zentrum erhalten. Die in diesem Zusammenhang stattgefundenene Tagung war die erste dieses Gremiums (Konferenzveröffentlichung „Wilhelm Löhe and His Legacy“, CThMi 33. Chicago 2006, Nr. 2). Der vorliegende Band dokumentiert die zweite dieser Tagungen, erweitert durch zwei zusätzliche Beiträge (weitere Tagungen im Drei-Jahres-Turnus sind geplant, die dritte fand vom 26. bis 30. Juli in Fort Wayne/ Indiana statt). Anlass für die zweite Tagung war die 200. Wiederkehr des Geburtstags Löhes.

Die ausführliche Einleitung des Bandes (S. 13–31) dokumentiert Planung und Vorgeschichte der Zusammenkunft und führt in die Grundlagen der Löhe-Forschung ein, zu denen in erster Linie die „Gesammelten Werke“ (hg. von Klaus Ganzert) einschließlich der inzwischen durch D. Blaufuß erarbeiteten Register zu den Bänden 3.1 und 4 sowie die 1991 begonnene Ergänzungsreihe gehören. Ferner wird auf die im Erscheinen begriffene Studienausgabe (bisher zwei Bände 2006 und 2011), auf Archive und Spezialbibliotheken und das Problem einer möglichen Rekonstruktion von Löhes eigener Bibliothek verwiesen. Die Themenschwerpunkte des Bandes spiegeln neben biographischen Erkundungen die Schwerpunkte seines theologischen Denkens und der von ihm gezogenen Konsequenzen in der kirchlichen Praxis sowie die weltweite Wirkungsgeschichte Löhes wider.

Jobst Reller widmet sich der biographischen Frühzeit („Bekehrung und geistlicher Durchbruch bei Löhe“ (S. 199–218), Lothar Vogel in teilweise Aufnahme dieser Aspekte dem theologischen Bildungsgang („Von der Erweckung zur Wiederentdeckung der Konfession“, S. 219–238). Mit der Liturgik und in diesem Zusammenhang

auch der Abendmahlstheologie und der Amtslehre beschäftigen sich die Beiträge von Manfred Seitz („Gottesdienst und liturgische Sprache bei Wilhelm Löhe“, S. 33–49), Thomas H. Schattauer („Reclaiming the Christian Assembly as Communion. The Significance of the Lord’s Supper in the Work of Wilhelm Löhe“, S. 50–66) und Klaus Raschzok („Das geistliche Amt nach Wilhelm Löhe. Impuls in eine amtsvergessene Kirche“, S. 80–109). Wie angesichts von Löhes Theologie nicht anders zu erwarten, gilt ein weiterer Schwerpunkt der Ekklesiologie (Wolffhart Schlichting, „Kirche – Bekenntnis – Pluralität bei Wilhelm Löhe“, S. 127–149; Dietrich Blaufuß, „’Extra Lutheranismum nulla salus’? Wilhelm Löhe jenseits von Konfessionalismus“, S. 150–175; Rudolf Keller, „Kirche im Sinn des lutherischen Bekenntnisses. Löhes Vorstellung von freier Kirche“, S. 178–198). Mit dem Themenbereich Diakonie / Innere Mission befassen sich Hans Schwarz („Wilhelm Löhe zu sozialen Fragen seiner Zeit“, S. 239–247), Jürgen Albert („Löhe und Wichern“, S. 248–258) und Theodor Strohm („Wilhelm Löhes Verständnis der Diakonie der Kirche und die Wirklichkeit der Diakonie heute“, S. 259–281). Beiträge zur außerdeutschen Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte Löhes haben Christian Weber („Löhe im Kongo. Missionarische Perspektiven gegen den Pessimismus“, S. 67–79), John T. Pless („The Lively Use of Loehe. Kenneth Kirby’s Contribution to a Renewed Reception of His Pastoral Theology in the Lutheran Church – Missouri Synod“, S. 110–126), Craig Nessan („Wilhelm Löhe und die Iowa Synode. Missionskorrespondenz 1852–1872“, S. 282–293), Martin J. Lohrmann („’A Monument to American Intolerance’. The Iowa Synod’s ’Open Questions’ in their American Context“, S. 294–306) und Dean Zweck („The Influence of Wilhelm Löhe / Neuendettelsau on the Lutheran Church in Australia“, S. 307–330) beigesteuert.

Es liegt nahe, dass biographische Aspekte zu Löhe auch in anderen Themenzusammenhängen zur Sprache kommen, so bei Th. Strohm. Löhes Amtslehre spielt naturgemäß auch bei J. Albert und J. T. Pless eine Rolle, und im Beitrag von D. Blaufuß liegt auf der Abendmahlstheologie ein eigener Akzent. Es sind nicht allein historiographische Zugänge zu Löhe, die die einzelnen Beiträge bestimmen. Bei M. Seitz und K. Raschzok gewinnt die Praktische Theologie, bei Chr. Weber die missionarische Praxis erkenntnisleitendes Interesse und macht damit auf eine bis in die Gegenwart reichende Wirkungsgeschichte des Neuendettelsauer Pfarrers aufmerksam. (Raschzok spricht in diesem Zusammenhang von „einer – immer noch – amtsmüden Kirche“, S. 100 und S. 107, und weist auf die Unangemessenheit der Übertragung politisch-soziologischer Grundbegriffe auf die Ekklesiologie hin, S. 108f) Th. H. Schattauer (S. 65f) und D. Blaufuß betonen die Bedeutung der *communio*-Theologie Löhes für die aktuelle ökumenische Debatte. Th. Strohm’s Darlegungen zur gegenwärtigen Situation der Diakonie zeigen über Kontinuitäten zu Löhes Ansatz hinaus auch die tiefen Differenzen, die letztlich in der Ekklesiologie eine wichtige Wurzel haben (S. 277ff) und angesichts der gegenwärtig beherrschenden Interessenlage trotz aller Appelle nicht einholbar sind.

Was den Zugewinn des Bandes für die Forschung betrifft, mag vielleicht die Beteiligung und der Hinweis auf amerikanische Beiträge zur Löhe-Forschung in mancher Hinsicht eine Überraschung sein (vgl. z.B. die S. 55, Anm. 14 aufgelisteten Titel). J. T. Pless erschließt mit seinen Darlegungen neue aussagekräftige Quellen zu Löhes Werk. Erinnert wird daran, dass – abgesehen von der bekanntermaßen unbefriedigenden Situation der Erschließung des Briefwechsels (R. Keller, S. 177) – Löhes Berliner Tagebuch nach wie vor nicht vollständig veröffentlicht ist (S. 214). Wichtig ist die differenzierte Erörterung seines Ver-

hältnisses zu den im 19. Jh. entstandenen amerikanischen Synoden – der etwas provozierend klingende Titel zum Beitrag von M. J. Lohrmann entstammt einem Brief Löhes von 1853 (S. 298, Anm. 9). Nach wie vor der Beachtung wert ist der Aufweis, dass Löhes Ekklesiologie im Ansatz eine staatsfreie Kirche ins Auge fasst (R. Keller).

Im Einzelnen machen Differenzen in der Deutung Löhes auf Erörterungsbedarf aufmerksam. So verdient wohl Löhes Verhältnis zu Luther und den lutherischen Bekenntnisschriften eine genauere historiographische Untersuchung (vgl. u.a. W. Schlichtings Ausführungen und die späteren Irritationen über die Eschatologie innerhalb der amerikanischen Synoden, an deren Gründung Löhe Anteil hatte). Anregend sind W. Schlichtings Beobachtungen zu Löhes Wertung der Abendmahlstheorie als „Materialprinzip“ lutherischer Theologie (S. 143–145). Künftiger Forschung mag auch der Wunsch nach Berücksichtigung des Echos Löhes bei seinen Zeitgenossen und in der theologischen Öffentlichkeit seiner Zeit sowie der Einbettung in die gesellschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge seines Werkes mitgegeben sein, wie es ansatzweise im Beitrag von J. Albert geschehen ist.

Die angestrebte Quellennähe der Beiträge einschließlich des Bezugs auf nach Abschluss der Gesammelten Werke zugänglich gemachte Texte ermöglicht es, der Entfaltung der Themen zu folgen und gleichzeitig zu neuen Fragen zu führen. Hinzu kommt, dass der Inhalt dieser Dokumentation der Tagung von 2008 sich gut erschließen lässt, weil ihr stark aufgeschlüsselte fünf Register beigegeben sind, die auch die Quellen und die verwendete Literatur berücksichtigen (S. 336–372). Weiterhin an Löhe Interessierte finden als Beilage als praktisches Werkzeug ein Zeilenlineal zu den „Gesammelten Werken“. Der mit großer Sorgfalt erarbeitete und redigierte Band kann, um mit Wolfgang

Sommer im Vorwort zu sprechen, mit Recht als „Meilenstein in der neueren Löhe-Forschung“ bezeichnet werden. Er verschafft Zugang und Anregung zu weiterer Beschäftigung mit Leben und Werk des berühmten Pfarrers von Neuendettelsau.

[1738]

Ernst Koch

GEIGER, ERIKA: *The Life, Work, and Influence of Wilhelm Löhe (1808–1872)*. Translated by Wolf Knappe. Saint Louis: Concordia Publishing House, 2010. XVIII + 272 S., br., Abb. – ISBN 978-0-7586-2666-0.

2003 erschien im Freimund-Verlag der „Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der Lutherische Kirche e.V.“ die derzeit greifbare, umfassende Löhe-Biographie, wissenschaftlich verantwortet, aber auch einem breiteren Leserkreis zugeeignet. Erika Geiger hat einen breiten Überblick über Leben und Werk des Neuendettelsauers erarbeitet, dabei auch immer die Ausgewogenheit bezüglich von Löhes Arbeitsgebieten im Auge behaltend. Gewiss nicht nur Kapitel 6 bis 9 zur Amerika-Arbeit haben dazu geführt, eine englische Ausgabe des Werkes anzustreben: „Mission in North America“, „Between Work in the Congregation and among Emigrants“, „Struggle for a Lutheran Church“, „From the Missouri Synod to the Iowa Synod“ (S. 83–142 und S. 227–232; deutsche Ausgabe: S. 129–210 und S. 340–344). Amerikanischerseits wird gewürdigt, dass Löhe in den USA nun endlich weit über die „Three Books about the Church“ hinaus bekannt werden kann (vor S. I). In Rev. Dr. Wolf Dietrich Knappe, nach dem Zweiten Weltkrieg in die USA ausgewandert, war ein kompetenter Übersetzer gefunden. In Zusammenarbeit von „Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der Lutherische Kirche e. V.“ und „International

Loeche Society“ sowie den beiden Verlagen, dem Freimund-Verlag und dem Concordia Publishing House gelang schließlich das Vorhaben.

Der Band unterscheidet sich in der Anlage kaum von der deutschen Fassung. Eine Verringerung der Satzprobleme ist die Konzentrierung der Abbildungen in einem Anhang (S. 230–251). Das Quellen- und Literaturverzeichnis ist selbstredend aktualisierend ergänzt (S. 259–261). Neu hinzugefügt ist „Wilhelm Löhe. A Bibliography of Literature in English“ von Craig L. Nessan and Lauren Tilley. Diese Arbeit enthält 81 Autoren und Editoren, die z.T. mit mehreren Titeln vertreten sind. Sie wurde erstmalig auf der zweiten Tagung der „International Loeche Society“, der „Loeche Theological Conference“ II 2008 Neuendettelsau vorgestellt [s. Rezension Nr. 1738] und erlaubt nun auch allgemein einen guten Zugriff auf Löhe-Quellen und -Literatur in englischer Sprache – selbstredend nicht vollständig, aber repräsentativ (S. 262–272, mit Register von „Authors, Editors“).

Hier ist das Bestreben der „International Loeche Society“ zum Zuge gekommen, Löhe-Forschung zu internationalisieren. Es bewährte sich die besondere Verbindung der beiden in der Löhe-Forschung tätigen Institutionen, der „Gesellschaft für Innere und Äußere Mission im Sinne der Lutherische Kirche e.V.“ (seit 1873 mit Johann Deinzer's Löhe-Biographie; 2011 mit zwei grundlegenden Veröffentlichungen) und der „International Loeche Society“ (seit 2005). Deren beide co-presidents der amerikanischen Seite, Prof. Craig Nessan (2005–2008) und Prof. John Pless (seit 2008), waren aktiv an dem Unternehmen beteiligt. Letzterer steuerte ein Vorwort bei (S. IX f) wie auch der Verlag das Interesse an der Sache ausdrücklich betonte (S. XI).

[1739]

Dietrich Blaufuß

WENZ, GUNTHER: Friedrich Immanuel Niethammer (1766–1848). Theologe, Religionsphilosoph, Schulreformer und Kirchenorganisator (= Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte Jg. 2008, Heft 1). München: Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in Kommission beim Verlag C. H. Beck München, 2008. 114 S., kart., Abb. – ISBN 9873769616453. [= 1]

WENZ, GUNTHER: Hegels Freund und Schillers Beistand. Friedrich Immanuel Niethammer (1766–1848) (= Forschungen zur systematischen und ökumenischen Theologie, Bd. 120). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008. 235 S., geb., Hardcover, Abb. – ISBN 978-3-525 56348-9. [= 2]

Die an zweiter Stelle genannte Monographie widmet der Münchener systematische Theologe „Der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern aus Anlass ihrer zweiten Säkularfeier“. Der zuerst genannte Band ist ein Akademievortrag, der über das Münchener Akademiemitglied des 19. Jahrhunderts handelt. Wenz bezeichnet Niethammer als einen der „Gründerväter“ dieser Kirche. Wenn man 1808 für ein Gründungsdatum hält, kann man ihn so nennen, besser passt die im ersten Titel genannte Bezeichnung „Kirchenorganisator“, denn Gründervater war er ja nur für eine damals neue Rechtsform im Gebiet des jungen Königreichs, während evangelische Kirchen auf diesem Gebiet seit der Reformation bestanden. Und schon die Reformation wollte ja ihrem Selbstverständnis nach keine „Gründung“ sein, sondern eben Reformatio. Dass Niethammer nun ausgerechnet in den Jenaer Atheismusstreit involviert war, verdient aufmerksames Interesse ebenso wie sein Wirken für die Gestaltwerdung der bayerischen Landeskirche an ihrem Neubeginn unter der Krone Bayerns. „Kaum einer hatte auf ihre anfängliche Entwicklung und Organisation so maßgeblichen Anteil wie

er“ (S. 14 in 2). Beide Werke – der Akademievortrag wie auch die Monographie – werden hier sachgemäß gemeinsam besprochen, weil sie doch eng zusammen gehören.

Seit der Monographie von Günther Henke (München 1974) ist Niethammer nicht oft thematisiert worden. Interesse für ihn besteht in der Philosophiegeschichte, hatte er doch in Jena mehr als zehn Jahre doziert. In den hier vorzustellenden Bänden geschieht die Darstellung ausdrücklich im geistesgeschichtlichen Blickwinkel. Maximilian Graf von Montgelas hatte Niethammer in seiner Münchener Zeit in die Regierungsgeschäfte einbezogen. So half er dazu, dass Bayern ein konfessionsparitätischer Staat werden konnte, was nach dem Zuzug zu Bayern durch den Reichsdeputationshauptschluss vom 25. Februar 1803 auf der Tagesordnung stand. Zivilrechtlich sollten die evangelischen Einwohner des Landes gleichgestellt sein. So wurde die Selbständigkeit der Evangelischen Kirche abgesichert – freilich dem römisch-katholischen summus episcopus aus dem Hause Wittelsbach unterstellt. Daran ein Fragezeichen zu setzen, lag nicht in Niethammers Gesichtskreis. Zur völligen Selbständigkeit konnte es erst nach dem Ende der Monarchie (1918) kommen. Wenz will nicht das wiederholen, was andere schon über Niethammer gearbeitet haben: „Die Perspektive“, in der Wenz sich Niethammer zuwendet, ist nicht auf dessen praktisches Wirken gerichtet. „Die Aufmerksamkeit richtet sich ausschließlich auf den Theoretiker, näherhin auf die literarischen Hauptwerke, in denen Niethammers Denken und die Entwicklung, die es genommen hat, thematisiert sind“ (S. 18 in 2). Niethammer ging es um das Verhältnis von Vernunft und Offenbarung (S. 18 in 2). Die enge Berührung mit dem Denken von Kant wird klar herausgearbeitet, die den in Württemberg geborenen und dann in Jena tätigen Niethammer geprägt hat. In Jena konnte er sein Interesse für Kant intensiver pflegen als vorher im Tübinger Stift. Niet-

hammers Jenaer Jahre sind die produktivsten Jahre in seinem Denken und Schaffen. „Aber aufs Ganze gesehen bleibt Niethammer der einmal eingeschlagenen Richtung treu, auch wenn er sie nach der Jenaer Zeit nicht mehr in erster Linie als an praktischer Vernunft orientierter Religionstheoretiker, sondern als Praktiker vernünftiger Religion und Moral verfolgte“ (S. 176 in 2). Im Wechsel von Jena nach Würzburg und dann über Bamberg nach München sieht Wenz eine zweite Zäsur in Niethammers Leben.

Wenz zeichnet den inneren Entwicklungsgang des Denkens von Niethammer und seinen Einflüssen durch Lehrer und Kollegen sensibel nach und konfrontiert am Ende Karl Johann Friedrich Roth und Niethammer im Jahr 1848. Ersterer – der „Beschützer der Erweckungsbewegung der bayerischen Kirche“ (M. Simon) wurde vom neuen König in den Ruhestand geschickt. Niethammer starb im Alter von 82 Jahren. Was wäre gewesen, wenn die beiden intensiver zusammengearbeitet hätten? Aber mit solchen Fragen begibt sich Wenz in Gefilde, die über das hinaus gehen, was ein Historiker ermitteln soll. Geht es hier um einen Wunsch, der an den Münchener Gelehrten aus einer anderen Zeit hergetragen wird? Oder welchem Sinn dient es, diese Fragen zur Vermittlung zwischen Erweckung, Frömmigkeit und Kritischer Wissenschaft in den Raum zu stellen? Im Akademievortrag hat Wenz deutlicher unterstrichen, dass Niethammer selbst auch eine Entwicklung und Öffnung zur Erweckungsfrömmigkeit durchlaufen hat. Noch von einer Rede des neuen protestantischen Oberpredigers in Würzburg hat Wenz bestätigt, dass es umstritten ist, ob es sich dabei um eine christliche Predigt oder um eine philosophische Rede handelt (S. 90 in 1). In München sollte sich das ändern. Seinen lutherischen Kantianismus, bzw. das Kantisch geprägte Luthertum konnte er jedoch nicht mehr theoretisch explizieren. Wenz findet: „In der Sündenlehre und der auf sie bezogenen Lehre von der Versöh-

nung haben sich – gewiss auch unter dem prägenden Einfluss Luthers und seiner Schriften – in Niethammers Denken die entscheidenden Wendungen vollzogen, die hinausweisen über die Jenaer Entwürfe, ohne deshalb deren Ansatz grundsätzlich zu verwerfen“ (S. 114 in 1). Wenz spricht von einer „strukturellen Krise des aufgeklärten Bewusstseins, die tiefer reichte als mancher Kantianer dies zu ermessen vermochte“ (S. 218 in 2). „Dass Schrift und Bekenntnis in Niethammers systematischem Denken je den Status einer durch schieren Entschluss anzuerkennenden Wahrheitsautorität eingenommen hätten, lässt sich nirgends erkennen“ (S. 113 in 1).

Der Weg Niethammers durch die Tübinger und Jenaer Jahre und von Würzburg in die Landeshauptstadt tritt dem Leser dieser beiden Bücher vor Augen als ein geistesgeschichtlich an einem Wendepunkt stehender, der aber den Bruch vermied. Wenz ist für seine beiden Bände zu danken, weil er dadurch einer gerechten Beurteilung Niethammers den Weg ebnet und auch der bayerischen Kirche Einblick gibt in eine wichtige Epoche ihrer (Geistes-) Geschichte, die oft nur wenig zur Kenntnis genommen wird. „Wie immer man den geistigen Rang Niethammers beurteilen mag – dass er für einige der ganz Großen seiner Epoche einflussreich, ja mit nicht wenigen von ihnen in Freundschaft verbunden war, ist unbestreitbar“ (S. 9 in 1). Diese Einschätzung spürt man Wenz in seinen beiden Arbeiten ab. Sie sind am besten komplementär zu lesen. Historische Arbeiten über Niethammer und sein praktisches Wirken setzt er voraus und geht deshalb auf die konkrete Lebensgeschichte Niethammers nur ganz am Rande ein. Eine ausdrückliche Äußerung des Verfassers, wie er die beiden verschiedenen Druckwerke, die im gleichen Jahr erschienen sind, zueinander in Beziehung gesetzt wissen möchte, ist mir nicht erkennbar. Wohl ist festzustellen, dass kleine Passagen sogar in beiden Bänden identisch sind, wogegen an

sich nichts einzuwenden ist (S. 91f in 1 = S. S. 176f in 2. – S. 112–114 in 1 = S. 217–218 in 2). Der Akademievortrag fand am 14. Dezember 2007 statt. Das Vorwort zur Monographie wurde am 1. April 2008 unterzeichnet. Der Akademievortrag bietet noch mehr historische Details, von denen sich die Monographie dann ganz abhebt. Wenz schreibt einen eleganten Stil. Leichte Kost ist diese Lektüre allerdings keineswegs.

[1740]

*Rudolf Keller*

**KRAUSS, MARITA:** Evangelisch in München. Karl Buchrucker (1827–1899). Wegbereiter der bayerischen Diakonie. München: Volk, 2009. 224 S. geb. zahlr. Abb. – ISBN 978-3-937200-64-4.

Eine herausragende Persönlichkeit zu würdigen, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jh. in vielfältiger Weise um die bayerische Landeskirche verdient gemacht und diese entscheidend mitgeprägt hat, ist das Anliegen von Prof. Marita Krauss, die an der Universität Augsburg Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte lehrt.

Um die Gestalt Karl Buchruckers möglichst plastisch dem Leser vor Augen zu führen, hat Krauss auf der Basis eines intensiven Quellenstudiums (vgl. die umfangreiche Bibliographie S. 211–218) dessen Lebensweg nachgezeichnet, wobei sie immer wieder zeitgenössische Quellentexte zu Wort kommen lässt, wodurch der Leser einen sehr anschaulichen Eindruck vom damals herrschenden Zeitgeist erhält. Krauss' in einem flüssigen Stil gehaltene Darstellung gewinnt dadurch noch einmal an Qualität, dass die Vf. jeweils kurz, aber fundiert und, falls nötig, differenziert den dieser Biographie zugrundeliegenden Hintergrund beleuchtet, z.B. indem sie lokale und regionale Verhältnisse an den unterschiedlichen Dienstorten Buchruckers beschreibt oder Erläuterungen zur Entwick-

lung bzw. zu unterschiedlichen Strömungen innerhalb der bayerischen Landeskirche oder der Inneren Mission gibt. Darüber hinaus hat für Krauss Buchruckers Biographie exemplarischen Charakter: „[...] seine Herkunft, Sozialisation und seine weiteren Lebensstationen sind auch typisch für diejenigen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts über das Oberkonsistorium die Kirchenpolitik bestimmten.“ (S. 13)

Buchruckers Qualifikationen liegen laut Krauss in seinen fundierten theologischen Kenntnissen, seinem Talent als Prediger, das ihn die jeweils passenden Worte finden lässt, seinem Organisationstalent und seinen Fähigkeiten zu moderieren und die Brücke zwischen scheinbar konträren Positionen zu schlagen. Darüber hinaus kennzeichnen ihn großer Arbeitseifer, Interesse an wissenschaftlicher Arbeit und Aufgeschlossenheit für die sozialen Probleme seiner Zeit, was sich vor allem in seinem Engagement im Dienste der Inneren Mission niederschlägt. So führte ihn, der aus einem fränkischen Pfarrhaus stammte, sein Weg über das Studium in Erlangen, an das sich einige Wanderjahre anschlossen, zu seiner ersten Pfarrstelle nach Oberlaimbach (bei Scheinfeld), dann für ein Jahrzehnt als Stadtpfarrer nach Nördlingen, bevor er 1873 in München Dekan wurde. 1885 wurde er in das Oberkonsistorium berufen, rückte dort 1892 zum ersten geistlichen Oberkonsistorialrat auf, um schließlich 1897 die nach dem Tod Adolf Stählins verwaiste Stelle des Oberkonsistorialpräsidenten, für die er vorgeschlagen war, aus Altersgründen abzulehnen. Im Jahr darauf trat er, körperlich geschwächt, auf eigenen Antrag in den Ruhestand und verstarb schon im Januar 1899. Er, der sich zu Lebzeiten allgemeiner Wertschätzung erfreute und dem verschiedene hohe Ehrungen zu-

teil geworden waren, geriet bald darauf in Vergessenheit.

Etwas irritierend auf den ersten Blick ist die dreifache Zielsetzung des Buches: Nicht nur die Biographie Buchruckers soll beschrieben werden, sondern auch noch, anknüpfend an Buchruckers Werdegang und seine Hauptaktivitäten, die damalige Situation der evangelischen Kirche in München bzw. die Entwicklung der bayerischen Diakonie. Den beiden letztgenannten Themenfeldern wird dann auch von Krauss relativ breiter Raum (70 bzw. 45 Seiten bei insgesamt etwa 180 Seiten fortlaufenden Textes) eingeräumt. Die Integration in die Biographie Buchruckers gelingt der Autorin gut. Demgegenüber werden die Buchruckers Münchner Dekanszeit vorausgehenden 46 Lebensjahre durchaus informativ, aber deutlich kürzer (34 Textseiten) abgehandelt, was insofern die Relationen etwas verschiebt, als Buchrucker vor Antritt seiner Tätigkeit als Münchner Dekan alle entscheidenden Prägungen erhalten und die entsprechenden Qualifikationen erworben hatte, die ihn dann zu seinem erfolgreichen weiteren Wirken befähigten. Abgerundet wird das sorgfältig redigierte und kaum Druckfehler aufweisende Werk, das zudem noch durch zahlreiche gut gewählte Abbildungen besticht, durch einen die wesentlichen Elemente enthaltenden Anhang. Hier finden sich auch die Anmerkungen, die freilich als Fußnoten zum Text dem Leser lästiges Blättern erspart hätten.

Fazit: Ein in jeder Hinsicht lesenswertes Buch, das die Persönlichkeit Karl Buchrucker in all ihren Facetten vorstellt und tiefe Einblicke nicht nur in die Geschichte der bayerischen Landeskirche im 19. Jh. vermittelt.

[1741]

*Ulrich Herz*

### 3.5. Zeitgeschichte / 20. Jahrhundert (Nr. 1742–1748)

Tittmann: Haßfurt. Der ehemalige Landkreis (Eberl) (Nr. 1742) – Hein, Martin: Weichenstellungen der ev. Kirche im 19. und 20. Jahrhundert (Huber) (Nr. 1743) – Sommer: Friedrich Veit. Kirchenleitung zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (Schneider) (Nr. 1744) – Zeiß-Horbach: Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus (Huber) (Nr. 1745) – Fix: Glaubensgenossen in Not (Dokumentation) (Zeiß-Horbach) (Nr. 1746) – Töllner: Eine Frage der Rasse? (Blaufuß) (Nr. 1747) – Heißmann: ... mitten unter euch. 200 Jahre Dekanat Windsbach (Keller) (Nr. 1748).

**TITTMANN, ALEXANDER:** Haßfurt. Der ehemalige Landkreis (= Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken, Reihe I, Heft 33). München: Kommission für bayerische Landesgeschichte, 2003. XLVI + 646 S., geb., 14 Abb., 7 Skizzen, 2 Kartenbeilagen – ISBN 3-7696-9696-4.

Der vorliegende Band des Historischen Atlas von Bayern führt diesen im Bereich von Franken um einen gewichtigen Band fort. Derselbe widmet sich dem Gebiet des alten Landkreises Haßfurt, das ein Stück des Maintals westlich von Bamberg umfasst, an das sich nördlich ein Teil des Haßgauts und südlich das Steigerwaldvorland anschließen. Der Main bildete bis ins 19. Jh. hinein die entscheidende Verkehrsader des Raumes. Der Band beschreibt die historische Entwicklung des ehemaligen Landkreises bis zur Gebietsreform 1972. Das Frühmittelalter wurde in diesem Gebiet von den Bischöfen von Würzburg und dem Kloster Fulda bestimmt. Daneben bestand nachweislich Reichsgut und, wie die Burg Theres beweist, auch Besitz der Babenberger. In den späteren Jahrhunderten stießen im Untersuchungsgebiet die Hochstifte Würzburg und Bamberg zusammen. Obwohl im 15. Jh. zahlreiche kirchliche Besitzungen an den regionalen Adel verpfändet waren, gelang es Würzburg im 16. Jh. von den Zentren Haßfurt, Eltmann und Prölsdorf aus seinen Herrschaftsraum auszubauen, während Bamberg seinen Besitz nur im Raum Zeil bewahrte. Anfang des 19. Jh. gelangte das gesamte Gebiet an Bay-

ern, dessen Verwaltungsstrukturen im 19. und 20. Jh. in diesem Raum vom Vf. abschließend erörtert wurden. Es sind auch für jeden Ort des Raumes Statistiken für die Zeit um 1900 und am Ende des Alten Reiches um 1800 mit den einzelnen Herrschaftsträgern und ihren Rechten und Besitzungen zusammengestellt und damit ein vollständiger Überblick geschaffen worden. Die Ergebnisse der Untersuchung wurden auch in zwei Karten visuell erfasst. Das Werk vervollständigt die Reihe Franken im Historischen Atlas von Bayern und reiht sich würdig in diese für die Landesgeschichte bedeutsame Reihe ein. [1742]

*Immo Eberl*

**HEIN, MARTIN:** Weichenstellungen der evangelischen Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Beiträge zur Kirchengeschichte und Kirchenordnung (= Arbeiten zur Kirchengeschichte 109). Berlin–New York: de Gruyter, 2009. VIII + 260 S., geb., Ln. – ISBN 978-3-11-020530-5.

Der Band versammelt 13 Vorträge und Aufsätze des Bischofs der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck (EKKW). Martin *Hein* (geb. 1954), der im Jahr 2000 dieses Amt übernahm, war von 1979 bis 1982 Mitarbeiter der unter Leitung von Professor Gerhard *Müller* herausgegebenen *Osiander-Gesamtausgabe* in Erlangen. Hier promovierte er mit der Dissertation „Lutherisches Bekenntnis und Erlanger

Theologie im 19. Jahrhundert“ (Gütersloh 1984). Mit den aus den Jahren 1990 bis 2007 stammenden Beiträgen des vorliegenden Buches versucht Bischof Hein, „von der aktuellen Gegenwart aus zurückzufragen und geschichtlich bedingte Entwicklungen nachzuzeichnen“ (S. V). Die Linien, die sich anhand der einzelnen kirchenhistorischen „Weichenstellungen“ ziehen lassen, verknüpft Hein dann tatsächlich in einem programmatischen Artikel. In diesem gibt er der zentralen Formel der geltenden Grundordnung der EKKW nichts weniger als die gegenwärtig quasi normative Interpretation. Der Autor ist sich der Konzentration auf den Bereich seiner Landeskirche bewusst. Trotzdem ist er davon überzeugt, dass „gerade die regionale Kirchengeschichtsschreibung allgemeine Entwicklungen exemplarisch aufweisen und anschaulich machen kann und darin eine besondere Bedeutung besitzt“ (S. V). Mit der Bekundung dieser Prämisse zollt Bischof Hein allen, die Kirchengeschichte treiben oder Archivarbeit leisten, Anerkennung für ihren Dienst. Keine Selbstverständlichkeit!

Hein beginnt mit einem „Beitrag zum Verhältnis von Staat und Kirche im 19. Jahrhundert“ und legt die Hintergründe, den Verlauf und die Ergebnisse der „Jesberger Konferenz im Jahr 1849“ dar (S. 17–34). Die hier bereits erstrebte Selbständigkeit der Kirche kam freilich erst durch die Kriegsniederlage und Revolution 70 Jahre später. Es folgen die Skizze „Wilhelminischer Protestantismus. Der Zusammenhang von Politik, Kirche und Theologie an der Wende zum 20. Jahrhundert“ (S. 35–52) und dann – aufschlussreich für den Vergleich mit den Verhältnissen in anderen Regionen – die beiden Studien: „Geistliche Leitung und Einheit der Kirche. Zur Vorgeschichte und Einführung des Bischofsamtes in der Evangelischen Landeskirche von Kurhessen-Waldeck“ (S. 53–78) sowie „Das Jahr 1933 in der Evangelischen Landeskirche in Hessen-Kassel“ (S. 95–109).

Neben solchen institutionengeschichtlich ausgerichteten Untersuchungen wendet sich Hein auch drei Persönlichkeiten zu, die ebenfalls den Vergleich mit entsprechenden historischen „Typen“ etwa des bayerischen „Kirchenkampfs“ nahelegen. Zunächst schildert Hein den Weg eines Pfarrers, der den religiösen Sozialisten angehörte: „Hermann *Schafft* in den Jahren 1918 bis 1938“ (S. 81–94). Dann widmet er sich mit dem Artikel „Hans von *Soden* und die ‚Judenfrage‘“ (S. 111–134) der inoffiziellen Führungsfigur der Bekennenden Kirche in Kurhessen-Waldeck. Der Patristiker und Neutestamentler ist an der Seite Rudolf *Bultmanns* als Hauptverfasser des Marburger Gutachtens zum sog. Arierparagraphen berühmt geworden – im Gegenüber zu den Erlanger Theologen Paul *Althaus* und Werner *Elert*. Nationalliberal eingestellt konstatierte Hans von Soden im Blick auf die „Judenfrage“ bereits vor 1933 „nicht nur einen Regelungsbedarf, sondern konzedierte auch ein staatliches Regelungsrecht, das freilich seine Grenzen haben musste“ (S. 119). Geleitet von seinem theologischen und politischen Liberalismus lag ihm an einer strikten Trennung von Kirche und Staat, die sich „in gegenseitiger Achtung und Freiheit gegenüberstehen“ (S. 133). Keiner dürfe in den Bereich des anderen übergreifen. Darum wurde von den Marburgern die Übernahme des staatlichen Arierparagraphen in die Kirche abgelehnt. Zugleich aber, befindet Hein kritisch, war die „Einsicht in die unaufgebbare Solidarität von Christen und Juden“ (S. 133) Hans von Soden nicht gegeben. Das gilt auch von Bernhard *Heppe* (1897–1945), einer weiteren Schlüsselgestalt im „Bruderbund kurhessischer Pfarrer“ (S. 135–144). *Heppe* fungierte als dessen Geschäftsführer. Hein erinnert an seinen Lebensweg, der in der Kriegsgefangenschaft tragisch endete. Mit den Untersuchungen „Bekennende Kirche und Schule im Nationalsozialismus“ (S. 145–160) und „Die evangelische Kirche und der 2. Weltkrieg“ (S. 161–

178) nimmt Hein schließlich die Alltagsgeschichte des sog. Dritten Reiches in den Blick.

Die 1934 durch staatlichen Druck entstandene EKKW blieb keine „intakte“ Kirche, auch wenn die Auseinandersetzungen nicht so erbittert geführt wurden und nicht ein solcher Grad von „Zerstörung“ sich einstellte wie in anderen Landeskirchen. Am 29. Juni 1934 war vom Landeskirchentag, der zuvor den Zusammenschluss der beiden Landeskirchen von Hessen-Kassel und Waldeck in Übereinstimmung mit Namen und Bereich des NSDAP-Gaus zu „Kurahessen-Waldeck“ beschlossen hatte, der Kasseler Pfarrer Karl *Theys* (1881–1957) zum Bischof gewählt worden. Die Mehrheit der Pfarrer und der Gemeinden hatte freilich diese Wahl von Anfang an als illegal abgelehnt. Theys trat noch im selben Jahr zurück. So musste sich die EKKW nach Kriegsende neu organisieren, was Hein in dem Artikel „Auf der Suche nach neuer Ordnung. Der Weg der evangelischen Landeskirche von Kurhessen-Waldeck in den Jahren 1945–1947“ darstellt (S. 179–207). Die EKKW wählte 1945, da Hans von Soden herzkrank starb, Adolf *Wüstemann* (1901–1965) zu ihrem ersten allgemein anerkannten Bischof. In den Jahren 1945 bis 1947 entschied die EKKW sich also für ein deutlich anderes Leitbild als etwa ihre hessische Schwesterkirche, die „Evangelische Kirche in Hessen und Nassau“ (EKHN) unter „Kirchenpräsident“ Martin *Niemöller*, der freilich als solcher nicht weniger autoritär war, als er dies wohl mit dem Titel „Bischof“ gewesen wäre. Bis heute ist die Gesprächs- und Konfliktkultur innerhalb der EKKW – die sich übrigens, wie Hein andernorts unterstrich, innerhalb der EKD in der Tradition Martin *Bucers* explizit als „Kirche der Mitte“ versteht – geprägt durch den allseitigen Willen zur Vermittlung und Konsens.

Wie oben bereits angesprochen, münden die historischen Untersuchungen Heins in seine wichtige Untersuchung zur Präambel

der Grundordnung der EKKW von 1967: Was heißt: „... in der Vielfalt der überlieferten Bekenntnisse der Reformation zu einer Kirche zusammengewachsen“? (S. 209–228) Die heute in der EKKW gültige Antwort auf diese Frage hat Hein bereits im Jahr 1990, als er Studienleiter am Predigerseminar Hofgeismar war, geliefert. Sie ist von Aktualität über die EKKW hinaus. Ausführlich setzt sich Hein mit Wilhelm *Maurer* (1900–1982) auseinander, der, bevor er 1951 den Lehrstuhl für Historische Theologie in Erlangen übernahm, seit 1946 als Propst von Oberhessen und Schmalkalden, also der lutherischen Kirchengebiete der EKKW, fungierte (vgl. NDB 16, 442–444). Maurer versuchte in der Tradition August *Vilmars* (1800–1868), unter Bezug auf das durch die Reformation formal gesetzte Recht die EKKW als eine lutherische Kirche zu definieren. Er sprach der komplizierten konfessionellen Entwicklung Kurhessens, insbesondere der gewaltsam durch den Kasseler Landgrafenhof betriebenen Calvinisierung, ihre Legitimität ab, weil sie das rechtmäßige Bekenntnis, das mit der *Confessio Augustana* 1530 abgelegt wurde, relativierte. Während nach dem Dreißigjährigen Krieg das Kirchenwesen Oberhessens um Marburg durch den landgräflichen Hof nach Jahrzehnten qualender Auseinandersetzungen offiziell als ein lutherisches anerkannt wurde, entstand im größeren Landesteil eine eigene Sondertradition, die später als „niederhessisch-reformiert“ bezeichnet wurde. Deren Kennzeichen waren das Brechen gewöhnlichen Brotes beim Abendmahl und die rigide Durchsetzung des Bilderverbots. Dagegen fanden in ihr die Prädestinationslehre *Calvins* und der Heidelberger Katechismus keinen Eingang. Als später noch das Gebiet um Hanau, das seit 1818 uniert war, zu Kurhessen kam, war eine dritte „Kirchengemeinschaft“ im Bereich der Landeskirche gegeben. Dieser heterogenen konfessionellen Situation Rechnung zu tragen, behalf man sich im 19. Jh. mit drei Konsistorien, in Kassel, Marburg

und Hanau. Später wurde den Kirchengemeinden die Bekenntnishoheit eingeräumt. Nach der Annexion Kurhessens durch Preußen und der Zusammenlegung der drei Konsistorien nach Kassel erlebte die Landeskirche die Abspaltung der „hessischen Renitenz“. Die theologischen und liturgischen Neuaufbrüche nach dem Ersten Weltkrieg, die Erfahrung des Kirchenkampfes und der Neuorganisation der EKKW nach dem Zweiten Weltkrieg führten schließlich dazu, dass in den 1960er Jahren der Grad erreichter Gemeinschaft innerhalb der Landeskirche auch theologisch-konfessionell zum Ausdruck gebracht werden sollte. Die Feststellung der Präambel zeugt davon: Die EKKW „ist vor allem durch das Augsburger Glaubensbekenntnis und die von ihm aufgenommenen altkirchlichen Symbole geprägt und in der Vielfalt der überlieferten Bekenntnisse der Reformation zu einer Kirche zusammengewachsen“. Die historisch entwickelte heterogene Konfessionsstruktur Hessens wird nun als Stärke aufgefasst und selbstbewusst interpretiert als Modellfall „innerevangelischer Ökumene“, in Entsprechung zur Leuenberger Konkordie. Hein plädiert dafür, nicht rückwärtsgewandt-statisch von „Bekenntnisstand“ zu reden, sondern von „Bekenntnisgrundlage“. Es geht ihm darum, Offenheit zu behalten, um mit dem Blick auf die Gegenwart und die Zukunft die faktisch gewachsene Einheit der konfessionell heterogenen Landeskirche nicht zur Disposition zu stellen.

Zwei Arbeiten Heins aus dem Jahr 2001 rahmen die in diesem Band versammelten „Beiträge zur Kirchengeschichte und Kirchenordnung“ ein: die dogmatische Vorverständigung „Jesus Christus und die Kirche“ zu Beginn (S. 3–13) und die Kasseler Antrittsvorlesung „Kirchengeschichte im Religionsunterricht“ (S. 231–243), die den Abschluss bildet.

Fazit: Es ist spannend zu lesen, wie ein mit der Kirchengeschichte vertrauter, mit ihren Methoden arbeitender und ihre Er-

kenntnisse bewusst aufnehmender Bischof theologische Impulse für die Gegenwart und die Zukunft setzt. Gleichwohl wird – gerade vor dem Hintergrund einer künftig eventuell gegenüber den Landeskirchen noch stärker gemachten EKD und weiteren Kirchenfusionen – zu fragen sein, ob nicht etwa doch, vor allem in ökumenischer Hinsicht das Prädikat „evangelisch“ (auf Englisch noch problematischer: „evangelical“), das eben die Konfessionsbezeichnungen „lutherisch“ und „reformiert“ als historisch obsolet ablösen soll, zu unspezifisch und vage ist. Werden durch die Preisgabe etwa des „Lutherischen“ nicht doch wesentliche Anliegen reformatorischer Theologie aufgegeben, die mit der römisch-katholischen Kirche oder den Ostkirchen Verbindungen aufrechterhalten, vor allem in den Fragen des Amtes oder des Herrenmahls? Was ist mit dem reichen, freilich in die Zeit vor Aufklärung und Rationalismus zurückführenden Traditionsschatz lutherischer Spiritualität und Ästhetik, der noch ferner rücken würde? Ist nicht unser deutsches Verständnis von „evangelisch“, global gesehen, doch ein „provinzielles“ und inhaltlich zu einseitig vom Rationalismus, Biblizismus und Pietismus her bestimmt? Sich mit dieser Thematik weiter gründlich historisch, dogmatisch und praktisch-theologisch auseinanderzusetzen, gibt das selbstverständlich mit einem Nachweis der Erstveröffentlichung sowie einem Personen- und Ortsregister versehene Buch von Martin Hein nachhaltige Anregung, auch außerhalb Hessens.

[1743]

Wolfgang Huber

SOMMER, WOLFGANG: Friedrich Veit. Kirchenleitung zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus (= Arbeiten zur Kirchengeschichte Bayerns 90). Nürnberg: Verein für bayerische Kirchengeschichte, 2011. 318 S., geb., zahlr. sw. Abb. – ISBN: 978-3-940803-06-1.

Der emeritierte Neudettelsauer Kirchenhistoriker und ehemalige Vorsitzende der Historischen Kommission des Deutschen Nationalkomitees des Lutherischen Weltbundes Wolfgang Sommer, der u.a. bereits 2010 eine Monographie zu Wilhelm Freiherr von Pechmann vorgelegt hat, hat sich anlässlich des 150. Geburtstages 2011 einer bislang weitgehend vernachlässigten Gestalt der Kirchengeschichte des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts zugewandt. Der von 1917 bis 1933 amtierende bayerische Oberkonsistorialpräsident bzw. – ab 1921 – erste und einzige bayerische Kirchenpräsident Friedrich Veit war offenbar sogar in der Galerie der kirchenleitenden Persönlichkeiten im Münchner Landeskirchenamt zunächst lange Zeit vergessen worden; erst 2009 wurde sein Porträt aufgehängt (S. 17). Dies verwundert insbesondere deswegen, weil sich Veit, wie Sommer bereits im Vorwort hervorhebt, frühzeitig der großen Herausforderung auf Grund des wachsenden Einflusses des Nationalsozialismus gestellt und verschiedene Schritte unternommen habe, „um Pfarrer und Gemeinden vor dieser drohenden Gefahr zu warnen“ (S. 9).

In einer kurzen Einleitung nennt Sommer weitere Gründe, warum sich eine Beschäftigung mit Veit lohnt. Angesichts der Tatsache, dass in Bayern seit einiger Zeit sogar die Kreisdekane/-dekaninnen den Titel Regionalbischof/-bischofin tragen, und angesichts des viel beachteten Antrages des Nürnberger Pfarrers Dieter Schlee an die Frühjahrssynode 2011, den erst 1933 eingeführten Titel Landesbischof wieder durch den Titel Kirchenpräsident/-in zu ersetzen, ist die konsequente Ablehnung des Bischofstitels durch Veit von einer gewissen aktuellen Brisanz. Veit sah in dem „Verlangen nach Bischöfen“ ein „stark gefühlsmäßiges und bewußt oder unbewußt von katholischen Anschauungen her beeinflusstes Moment, als ob es sich um eine höhere Art der Seelsorge und gesteigerte Wirksamkeit der geistlichen Amtsvoll-

macht handle“ (zit. S. 12 u. S. 59). Veit war zudem an der Gründung und Gestaltung des Deutschen Evangelischen Kirchenbundes 1922 maßgeblich beteiligt, hielt sogar die Festpredigt bei der Gründungsfeier und war praktisch während der gesamten Zeit des Bestehens des Kirchenbundes Präsident des Kirchenbundesrates (S. 14). Schließlich engagierte er sich auf internationaler Ebene, etwa im Lutherischen Weltkonvent (ebd.). Eine kurze Übersicht über die einschlägige Literatur rundet die Einleitung ab (S. 18–20).

Auf den nächsten knapp 90 Seiten zeichnet Sommer vor allem an Hand der sich im Landeskirchlichen Archiv Nürnberg befindlichen handschriftlichen Memoiren den Lebensweg Veits nach. Veit wurde 1861 in Augsburg als Sohn eines Lehrers geboren. Der Vater war politisch streng monarchistisch gesinnt, verehrte sowohl die Wittelsbacher als auch die Hohenzollern. Auch kirchlich war er, der jahrelang dem Kirchenvorstand seiner Gemeinde angehörte, konservativ, stand dem Neuluthertum Wilhelm Löhes nahe. Der Bildung und den Künsten, insbesondere der Musik, gegenüber waren die Eltern, die noch vier jüngere Kinder groß zogen, aufgeschlossen. Nach Absolvierung des humanistischen Gymnasiums studierte Veit Theologie an den lutherisch geprägten Fakultäten in Erlangen und Leipzig, interessierte sich aber auch für Philosophie, Naturwissenschaften, Geschichte und Kunstgeschichte. Eine intensivere Beziehung zur wissenschaftlichen Theologie scheint der Verbindungsstudent der „Uttenruthia“, der in Leipzig regelmäßig die „Motette“ der Thomaner besuchte, trotz hervorragendem Examen nicht entwickelt zu haben, gab allerdings ab 1919 gemeinsam mit seinem früheren Erlanger Lehrer, dem Neutestamentler Theodor Zahn, die „Neue Kirchliche Zeitschrift“ heraus (S. 20–29). Veit strebte ins Gemeindepfarramt. Nach Besuch des Predigerseminars in München wurde er zunächst Reiseprediger für eine große Dias-

poraregion mit Sitz in Weilheim, wo er seine spätere Frau Hildegard Süskind, die Tochter eines Gutspächters, kennenlernte. 1886 bis 1887 war Veit Stadtvikar in München (S. 30–34). Nach dem ebenfalls mit sehr gutem Ergebnis bestandenen zweiten Examen und der Hochzeit – aus der Ehe gingen drei Söhne hervor – übernahm er seine erste reguläre Pfarrstelle in Schwarzenbach an der Saale. Bereits 1892 erreichte ihn ein Ruf auf eine Pfarrstelle in der Landeshauptstadt. Hier gelang ihm ein kontinuierlicher Aufstieg auf der kirchlichen Karriereleiter: von der fünften über die vierte und zweite zur ersten Pfarrstelle und zum Amt des Stadtdekans (1906); 1915 wurde er als Oberkonsistorialrat Mitglied der Kirchenleitung, zweieinhalb Jahre später Präsident des Oberkonsistoriums (S. 35–50).

In den kirchlichen und theologischen Auseinandersetzungen zwischen Liberalen und Konservativen in der Landeskirche bemühte Veit sich um Vermittlung (S. 42–44, vgl. S. 53). In München unterhielt er vielfältige Kontakte zu namhaften Persönlichkeiten der Gesellschaft, u.a. zu Gelehrten, Mediziner, Malern, Musikern, Dichtern, Schauspielern, Juristen, Philologen, Offizieren und Abgeordneten (S. 47). Seine Einstellung zum Kriegsbeginn 1914 scheint ambivalent gewesen zu sein, jedenfalls nicht frei von Sorge (S. 48). In seiner Predigt anlässlich des 400. Reformationsjubiläums 1917 in Nürnberg fielen die „Konzentration auf den theologischen Luther“ und „das völlige Fehlen irgendwelcher nationaler Töne“ auf (S. 51, vgl. S. 53). Das Ende des Krieges und der Monarchie erfüllte Veit, der noch im Frühjahr 1918 die Truppen an der Front besucht hatte, mit Bitterkeit, jedoch besaß er offenbar die Fähigkeit zur Selbstkritik und stellte sich rasch auf die neuen Verhältnisse ein (S. 54–56), wenn er auch nach wie vor „die monarchische Spitze des Staates“ für „dem deutschen Empfinden“ am angemessensten hielt (zit. S. 56). Er trat jetzt für eine Tren-

nung von Staat und Kirche ein und für eine Zusammenarbeit beider auf vertraglicher Grundlage (S. 53f). Auch die Notwendigkeit einer Reform der Kirche erkannte er und sprach in diesem Zusammenhang sogar davon, dass die Kirche einer „Demokratisierung“ bedürfe (zit. S. 54, vgl. S. 57). Maßgeblich war er dann an der Fertigstellung der bayerischen Kirchenverfassung beteiligt, die am 10. September 1920 verabschiedet wurde; am selben Tage wurde Veit zum Kirchenpräsidenten gewählt (S. 57–62). Auf nationaler Ebene bekannte er sich zu einem festen Zusammenhalt des deutschen Protestantismus im Rahmen eines Kirchenbundes, eine einheitliche Reichskirche lehnte er hingegen im Interesse einer Wahrung der geschichtlichen Eigenart der Landeskirchen, vor allem aber aus konfessionellen Gründen ab (S. 63–69).

Frühzeitig wandte er sich gegen die Ideologie der völkischen Bewegung und warnte vor den „hässlichen Formen eines alles Maß übersteigenden Antisemitismus“, teilte zugleich aber das gängige jüdenfeindliche Vorurteil von den die übrige Völkerwelt „auflösenden und zerstörerischen Kräften“ Israels, „die wie ätzendes Gift“ wirkten (zit. S. 70f). Der Staatskirchenvertrag von 1924, der erste einer evangelischen Landeskirche, war ein Erfolg für Veit (S. 72–76). Er öffnete sich dem ökumenischen Gedanken, wollte jedoch nicht, dass dieser gegen den Konfessionsgedanken ausgespielt wird (S. 76). Schule und Bildung lagen ihm sehr am Herzen, wobei er sich einerseits gegen eine Neuauflage der geistlichen Schulaufsicht, andererseits gegen eine „Bildung ohne Frömmigkeit“ wandte (zit. S. 65f). Auf dem sogenannten vaterländischen Kirchentag in Königsberg 1927 warnte er vor „zwei Überspannungen“ (zit. S. 77), nämlich des Volkstums und des Staates; Staat und Kirche müssten im Sinne Luthers einander zugeordnet und voneinander unterschieden werden (S. 77–82). Ohne sich vom konfessionellen Luthertum abzuwenden, sah er in der neuen dialektischen

Theologie ein „Hoffnungszeichen“ im Sinne einer „Neubelebung der biblischen Predigt“ (zit. S. 82). Er würdigte den Staat von Weimar als einen verlässlichen Vertragspartner der Kirche und übte Kritik an einer verantwortungslosen Feindschaft diesem gegenüber (S. 88).

Gegen Ende der ersten deutschen Demokratie warnte er eindringlich vor einer parteipolitischen Betätigung der Pfarrer und geriet wegen seiner Kritik an der völkischen Ideologie in die Schusslinie der nationalsozialistischen Zeitschrift „Der Stürmer“ (S. 91f). Dass er sich frühzeitig, klar und eindeutig gegen die Nationalsozialisten insgesamt bzw. gegen die sogenannte „nationale Revolution“ gestellt hätte, geben die angeführten Quellen aber wohl so doch nicht her. Hier erwecken manche Formulierungen des Buches womöglich etwas zu hohe Erwartungen. Grundsätzlich nationalkonservativ eingestellt, war Veit offenbar stets sehr auf Ausgleich und Zurückhaltung bedacht. Ebenso sollte man Veits vorzeitigen Rücktritt am 11. April 1933 vielleicht doch nicht zu sehr im Sinne eines Opfers der neuen politischen Verhältnisse interpretieren. Der bereits 72-Jährige hatte ohnehin vorgehabt, im Oktober sein Amt aufzugeben (S. 100). Auch kann man fragen, warum Veit, der das „Dritte Reich“ noch überlebte – er starb 1948 in Bayrischzell – und etwa an dem Abbruch der Münchner Matthäuskirche durch die Nationalsozialisten 1938 Anstoß nahm (S. 105), offenbar keinen Zugang zur Bekennenden Kirche fand; jedenfalls erfährt man nichts über ein entsprechendes Engagement oder entsprechende Äußerungen. Außer seinem Freunde Wilhelm von Pechmann (vgl. etwa S. 62), der ja dem Nationalsozialismus bemerkenswert kritisch gegenüberstand, fühlte er sich etwa auch dem späteren Reichskirchenausschussvorsitzenden Wilhelm Zoellner, der sich von der nationalsozialistischen Befriedungspolitik vereinnahmen ließ, eng verbunden (vgl. S. 144 und S. 149).

Im zweiten Teil des Buches werden Quellen „zum kirchenleitenden Wirken von Friedrich Veit“ dokumentiert, teilweise auch eingeleitet und kommentiert (S. 109–307): Auszüge aus seinen 1945 verfassten Memoiren, die sich auf die Zeit 1915–1930 beziehen, und Erinnerungen von 1934 an das Münchner Predigerseminar aus den Jahren 1884–1900; diverse Predigten aus den Jahren 1912, 1917, 1920, 1925 und 1930; die bayerische Kirchenverfassung von 1920 (mit einer Einleitung von Hans-Peter Hübner) und der Staatskirchenvertrag von 1924; Vorträge bzw. Reden zum Thema „Kirche und Schule“ auf dem Stuttgarter Kirchentag 1921, zur Eröffnung der Landessynode und zum Jubiläum der Confessio Augustana 1930 sowie Neujahrsbetrachtungen auf die Jahre 1924 und 1926. Die Texte vermitteln einen authentischen Einblick in das kirchenpolitische und theologische Denken Veits insbesondere in der Zeit der Weimarer Republik. Wünschenswert gewesen wären daneben Quellen aus der bzw. über die Zeit des Nationalsozialismus. Zahlreiche ganzseitige Fotos sowie Register dienen der Leserfreundlichkeit des empfehlenswerten Buches.

[1744]

Thomas Martin Schneider

**ZEISS-HORBACH, AUGUSTE:** Der Verein zur Abwehr des Antisemitismus. Zum Verhältnis von Protestantismus und Judentum im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2008. 462 S., kt. – ISBN 978-3-374-02604-3.

Die Leipziger Doktorarbeit der bayerischen Theologin (vormals Gemeindepfarrerin in Buch am Forst, nun Wissenschaftliche Mitarbeiterin in Neuendettelsau) stellt einen wichtigen Beitrag zur weiteren Aufklärung eines der finstersten Kapitel in der Geschichte des Protestantismus dar.

Der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“ (VAA) entstand im Jahr 1890 in Reaktion auf den durch Hofprediger Adolf Stoecker (1835–1909) und den Historiker Heinrich von Treitschke (1834–1896) entfachten „Berliner Antisemitismusstreit“. Der christlich verbrämten, rassistischen Agitation widersprachen zunächst bekannte Berliner Honoratioren mit der sog. „Notablen-Erklärung“ im November 1880. Führend dabei war Theodor Mommsen (1817–1903), der auch knapp zehn Jahre später den Gründungsaufruf zum VAA mitunterzeichnete. Initiiert und durch seine ganze Bestehenszeit getragen wurde der VAA vor allem von liberal eingestellten Einzelpersonlichkeiten, besonders aus dem Milieu des protestantischen Bildungsbürgertums. Dem in der Bismarck-Ära wieder „salonfähig“ (S. 40) gewordenen und mahlmachenden Antisemitismus – der Begriff wurde übrigens erst in dieser Zeit geprägt (vgl. S. 37f) – wollten sie durch Aufklärung der Öffentlichkeit entgegenreten, durch Publikationen, durch Veranstaltungen. Gut vierzig Jahre bestand der VAA. Im Juli 1933 wurde er aufgelöst, 1934 das Vereinsarchiv von der Gestapo „gestohlen“ (S. 178). Es ist seither verloren. Die Vf. musste sich darum ihr Material aufwendig erschließen. Neben den Publikationen des Vereins, von denen die regelmäßig erscheinende Zeitschrift „Mitteilungen“ (seit 1925 „Abwehrblätter“) am aufschlussreichsten war, spürte sie auch Nachlässe und Personalakten wichtiger Mitglieder auf und wertete sie aus. Die Untersuchung zeichnet – trotz mancher notgedrungen bleibender Lücken im Detail – ein umfassendes und kohärentes Bild des VAA. Die angestrebte (und erreichte) Lebendigkeit der Darstellung führt allerdings gelegentlich zu Redundanzen und Brüchen, und mancher vermisst möglicherweise auch ausführliche theoretische Problematisierungen der Begriffe, die die Vf. ständig verwendet und (unter Hinweis auf die Literatur) als geklärt voraussetzt: Theologischer Liberalismus, Kulturprotes-

tantismus, nationales Denken, Nationalismus, Nationalprotestantismus, Antijudaismus oder Antisemitismus.

Nach einem Einleitungskapitel zur „Zielsetzung und Struktur der Arbeit“, zur Forschung und Quellenlage (S. 11–36) gibt die Vf. in Kap. II einen „Überblick über die Vereinsgeschichte“ (S. 37–178). Hierbei kommen auch die Aufgaben, die Mitgliederstruktur, die Arbeitsweise, die Wirkung und die Wahrnehmung des VAA zur Darstellung. In Kap. III (S. 179–261) analysiert die Vf. dann „Werte und Einstellungen im VAA“, bevor in Kap. IV „Evangelische Pfarrer und Theologen im VAA“ exemplarisch in den Blick genommen werden (S. 263–425). Das Buch schließt mit einer m.E. allzu knappen (dazu noch an das Ende von Kap. III eingeordneten) „Würdigung der Vereinsarbeit“ (S. 424f) und mit einem umfangreichen Verzeichnis der ungedruckten und gedruckten Quellen und der Literatur (S. 427–462). Warum Register fehlen, ist – gerade angesichts des gewissenhaft ausgebreiteten Materials – unverständlich und mehr als nur ein Schönheitsfehler. Namen wie *Bezzel*, *Pechmann* oder *Meiser* muss man doch nachschlagen können (um sie dann eventuell eben auch im Register nicht vorzufinden)!

Aufschlussreich sind die Ergebnisse der Untersuchung, von der Sache her freilich bedrückend: Der VAA blieb immer nur ein Sammelbecken einzelner engagierter Persönlichkeiten; seine Aktivitäten hingen von der Initiative einzelner ab. Der Archivar Georg Winter (1856–1912), der seinen Einsatz für den VAA in Marburg begann, ist dafür ein typisches Beispiel (S. 93). Und diese „Einzelkämpfer“ (so S. 266 im Blick auf evangelische Theologen im VAA) waren fast alle, wie die Vf. anknüpfend an die Forschungen ihres Leipziger Lehrers Kurt Nowak (1942–2001) unterstreicht, durch „die liberale Theologie“ oder „den Kulturprotestantismus“ geprägt. Dem VAA gelang es – anders als seinen viel aggressiver operierenden Widersachern – eben nicht,

eine Bewegung in Gang zu setzen und der zunehmenden Infizierung der Gesellschaft durch den Antisemitismus entgegenzuwirken. Eine Geschichte des „Scheiterns“ (S. 424) also? Tatsächlich endeten die Arbeit und das Leben von Georg *Gothein* (1857–1940), des jahrzehntelangen Vorstandsmitglieds, der von 1909 bis 1933 auch als Vereinsvorsitzender fungierte, in bitterer Resignation. Der letzte Vorsitzende – ein Zentrumskatholik, in der Nachkriegsbundesrepublik zum Minister aufgestiegen: Heinrich *Krone* (1895–1989) – agierte praktisch nur noch, um den Verein aufzulösen.

Die „Kulturprotestanten des VAA“ (S. 20) nahmen vor allem Anstoß an der Irrationalität des Antisemitismus, der einer vom Christentum sittlich geprägten Nation nicht anstünde. Andererseits war es dem VAA darum zu tun, keinesfalls in die Schublade „philosemitisch“ gesteckt zu werden, was ihn nach damaliger Auffassung diskreditiert hätte. Darum auch die doch überraschend große Distanz zu jüdischen Organisationen, besonders auch zum CV (Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens). Die meisten Mitglieder des VAA waren geprägt vom deutsch-nationalen Denken, das allerdings nicht auf (rassistisch begründete) Ausgrenzung und Diffamierung gerichtet war, sondern auf Integration in die Rechtsgemeinschaft des Staates über alle anderen Unterschiede hinweg. Ihnen ging es um die möglichst weitgehende kulturelle Assimilation des Bevölkerungsteils jüdischer Herkunft an die christlich geprägte bürgerliche Mehrheitsgesellschaft. Den bereits oben genannten Georg *Winter* etwa bewegte als „Zukunftsvision für das deutsche Judentum ... die völlige Amalgamierung mit dem Geiste des deutschen Volkes“ (S. 99).

Bei ihren Verlautbarungen waren auch Wortführer des VAA keineswegs davor gefeit, Stereotypen über „das Judentum“ bzw. „die Juden“ (und entsprechend auch über „das Deutschtum“) weiterzugeben. Auch

von vielen Mitgliedern des VAA wurde die eigentliche jüdische Identität als dem Deutschen wesensfremd, rückständig, ja sogar schädlich aufgefasst. Dieser bestürzende Befund ist von der Vf. klar herausgearbeitet. Er sollte zur historischen Einordnung und Bewertung etwa der ebenfalls von rassistischen Stereotypen geprägten Äußerungen Hans *Meisers* aus dem Jahr 1926 unbedingt mit herangezogen werden, die ähnlich wie die Stimmen im VAA sich eben gegen einen gewälttätigen Antisemitismus richteten. Sie hatten ja – Meiser wurde da von den feindlichen Nationalsozialisten richtig verstanden – diese Intention: dem grassierenden Antisemitismus vom christlichen Glauben her Grenzen zu setzen (vgl. die Beiträge von Gerhard *Müller* in ZBKG 2008 bzw. von Lukas *Bormann* in ZBKG 2009), ihn allerdings nicht – was sicher notwendig gewesen wäre – prinzipiell, pauschal und plakativ in publico abzulehnen. Die Arbeit über den VAA wirft ein bezeichnendes Licht auf die übermächtigen Geistesströmungen der Zeit, denen sich seine Mitglieder entgegenstellten, denen sie sich aber auch nicht entziehen konnten. So entsteht die Frage: Können solche vom Antisemitismus verunreinigten, aber sich von diesem distanzierenden Haltungen dann mit dem pauschalen Etikett Antisemitismus belegt werden? Im Fall *Meisers* hat man dies getan, und mancher oder manche (kirchliche Institution) dabei die Gelegenheit genutzt zur (für sie „billigen“) Demonstration eigener „political correctness“!

Auguste *Zeiß-Horbachs* stellt in ihrem Buch jedenfalls Persönlichkeiten vor, die es sich auch mit ihren eigenen Vorurteilen und Klischees nicht einfach gemacht haben. Es sind Menschen mit Widersprüchen, mit Spannungen, mit Fehleinschätzungen und Fehlern, keine Lichtgestalten. Es sind jedoch Menschen, die sich engagiert haben, auch wenn ihr Einsatz in seiner Motivation und in seinem Grad an „political correctness“ nach heutigen Maßstäben wiederum zu kritisieren wäre. Ein berühmter Roman-

schriftsteller ist dabei: Gustav *Freytag* (1816–1895), der erst im Alter und vielleicht durch die Liebe zu seiner jüdischen Frau sich eines Besseren besinnt und aktiv wird. Oder der Nürnberger Hauptprediger Christian *Geyer* (vgl. *Zeiß-Horbachs* Beitrag in ZBKG 2007) oder der in Bremen tätige Emil *Felden* (1874–1959), der aus Elsass-Lothringen stammte. Vielleicht am meisten beeindruckt der seiner Zeit, seiner Kirche und der zeitgenössischen Israel-Theologie weit vorausseilende Heidelberger Pfarrer Hermann *Maas* (1877–1970). Der Vf. ist zu danken, dass sie an diese Menschen erinnert. Auch wenn ihr Engagement in seinem Ziel gescheitert ist, so bleibt es doch ein wertvolles Beispiel und eine Mahnung für die Zukunft. [1745]

Wolfgang *Huber*

FIX, KARL-HEINZ: Glaubensgenossen in Not. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern und die Hilfe für aus rassistischen Gründen verfolgte Protestanten. Eine Dokumentation (= Die Lutherische Kirche – Geschichte und Gestalten 28). Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 2011. 382 S., br. – ISBN 978-3-579-05783-5.

Mit der vorgelegten Dokumentation wird ein deutschlandweit einzigartig umfangreicher Aktenbestand des Landeskirchlichen Archivs Nürnberg zugänglich gemacht, der die Errichtung und Arbeit der Hilfsstellen der bayerischen evangelischen Landeskirche für im Dritten Reich verfolgte, sog. „nichtarische Christen“ belegt sowie über das Schicksal einzelner Betroffener Aufschluss gibt. Die Arbeit geht zurück auf eine Initiative von Kirchenrat Ivo *Huber*. Die bayerische Landeskirche zeigte ihr Interesse durch Bereitstellung von finanziellen Mitteln. Mit dem gewählten Titel „Glaubensgenossen in Not“ sowie der Bezeichnung „aus rassistischen Gründen ver-

folgte Protestanten“ (anstelle von „nichtarische Christen“ oder der heute gebräuchlichen Bezeichnung „Christen jüdischer Herkunft“ beweist der Verfasser sein Gespür für sprachliche Benennungen im Sinne der Opfer.

Die vorgelegte Arbeit beinhaltet nicht einfach nur eine Dokumentation der Arbeit der beiden Hilfsstellen in Nürnberg (Leitung: Pfarrer Johannes *Zwanzger*) und München (Leitung: Hans Werner *Jordan*), die die bayerische Landeskirche 1938 gemäß dem Vorbild der Bekennenden Kirche („Büro Pfarrer *Grüber*“ in Berlin als Hilfsstelle für betroffene Protestanten) eröffnet hatte. Leitthema der gesamten Arbeit ist der Begriff „Kirchliche Ambivalenzen“. Karl-Heinz *Fix* benennt in diesem Zusammenhang folgende Ambivalenzen:

1. Die kirchliche Akzeptanz antisemitischer Positionen in der Gesellschaft im Gegenüber zum Festhalten der Landeskirche an der vollwertigen Mitgliedschaft der getauften „Nichtarier“.

2. Das Schweigen der Landeskirche aus Angst um den Fortbestand der eigenen Institution und der lange aufrecht erhaltene Glaube an das legitime Handeln des nationalsozialistischen Staates im Gegenüber zu der einzigartigen finanziellen Ausstattung der Hilfsstellen für die aus rassistischen Gründen verfolgten Glaubensgenossen durch landeskirchliche Mittel.

3. Das Schweigen der Kirchenleitung gegenüber dem Massenmord an den Juden im Gegenüber zu der im reichsweiten Vergleich besonders erfolgreichen Arbeit der bayerischen Hilfsstellen.

Um diese Ambivalenzen deutlich zu machen, wählt *Fix* folgenden Aufbau: Der erste Teil der Arbeit hat Einleitungscharakter (S. 17–70): In Kapitel I „Kirchliche Ambivalenzen. Der Weg zu den Hilfsstellen für die „Glaubensgenossen in Not“ (S. 17–26) wird kurz das Bemühen einer Minderheit von protestantischen Theologen und Laien seit 1933 beschrieben, ihre Kirche zum Widerspruch gegen das Unrecht an

jüdischen Mitbürgern und sog. „nichtarischen“ Christen zu bewegen. Dies führte schließlich 1938 zur Gründung der Hilfsstellen für rassistisch verfolgte Christen. Leider fällt dieser historische Überblick kurz aus (S. 18–24). Gerade im Hinblick auf das dargebotene umfangreiche Quellenmaterial und unter der Perspektive, dass die vorgelegte Arbeit dem Autor zufolge nicht nur Kirchenhistorikern, sondern auch interessierten Laien und Schülern als Arbeitsgrundlage dienen soll, wäre eine vertiefende Einordnung und Erklärung der Zusammenhänge hilfreich gewesen. Dagegen bietet Kapitel II „Einleitung in den Dokumententeil“ (S. 27–70) ausführliche Informationen zu den ab S. 71 dargebotenen einzelnen Dokumenten. Dennoch wären auch hier ab und an weitere Kurzinformationen hilfreich (z.B. zur „Hohenecker Konferenz“).

Der zweite Teil der Arbeit beinhaltet die Dokumentation (S. 71–352). Das Besondere des dreiteiligen Dokumententeils besteht darin, dass er nicht nur die unmittelbar zum Archivbestand der Hilfsstellen für „nichtarische Christen“ gehörenden Texte wiedergibt, sondern mit dem Jahr 1918 einsetzt. Grund hierfür ist das Ziel des Autors, den Umgang der bayerischen evangelischen Landeskirche und ihrer Vertreter mit der sog. „Judenfrage“ seit 1918 darzustellen. Darüber hinaus erfolgt keine weitere Begründung für die spezifische Auswahl der Autoren und die Systematik der vorgelegten Texte. Dies wäre allerdings zur Orientierung des Lesers weiterführend gewesen. Beispielsweise stellt man sich die Frage, warum die Äußerungen Wilhelm von *Pechmanns* hier nicht wiedergegeben sind, sondern nur im Eingangsteil erwähnt werden. Besonders interessant ist der durch die Dokumentation ermöglichte Vergleich der Äußerungen Erlanger Theologen vor 1933 mit deren Stellungnahmen zur Anwendung des Arierparagraphen in der Kirche im Jahr 1933.

Für Kapitel I und II des Dokumententeils wird eine nicht näher erklärte, unterschiedliche Systematik der ausgewählten Texte verwendet. Kapitel I beinhaltet Texte aus der Weimarer Republik, in denen sich Pfarrer und Theologen zur „Judenfrage“ äußern, Kapitel II betrifft die Zeit des Nationalsozialismus. Anders als in Kapitel I wird hier nicht nur die kirchliche Binnensicht dokumentiert, sondern es werden auch Zeitungsartikel der nationalsozialistischen Presse wiedergegeben:

Kapitel I. Weimarer Republik: A. Stimmen aus der Pfarrerschaft, B. Stellungnahmen Erlanger Theologen, C. Gemäßigte Stimmen.

Kapitel II. Nationalsozialismus: A. Zeitungsartikel zum Boykott jüdischer Geschäfte, B. Bayerische Stimmen zum sog. Arierparagraphen in der Kirche, C. Angriffe des „Stürmer“ auf Pfarrer.

Sehr informativ sind die unter III. dargebotenen Dokumente, v.a. diejenigen, die die Schritte zur Errichtung der Hilfsstellen sowie die Tätigkeitsberichte der beiden Leiter betreffen. Hier ist auch die zuvor im Einleitungsteil erfolgte Kommentierung (S. 41–70) sehr hilfreich zum besseren Verständnis. Dieses Kapitel beinhaltet folgende Themen: III. Die Hilfsstellen für „nichtarische“ Christen: A. Schritte zur Errichtung der Hilfsstellen, B. Tätigkeitsberichte, C. Reflexion und Kritik der Arbeit; IV. Einzelfälle; V. Anfragen und Unterstützung außerhalb der Hilfsstellen; VI. Zeitgenössische Listen der Hilfe Suchenden.

Fix weist bereits im Eingangsteil darauf hin, dass der von ihm gewählte Weg der Kontrastierung der in der bayerischen evangelischen Landeskirche vorhandenen Haltungen zur „Judenfrage“ mit dem Entschluss der Kirchenleitung zur Einrichtung von zwei Hilfsstellen für rassistisch verfolgte Christen in Nürnberg und in München in eine Art Aporie führt: „Dabei wird sich zeigen, dass die entschieden positive bayerische Antwort auf die Bitte um Errichtung einer Hilfsstelle im Herbst 1938 angesichts

des Verhaltens der Kirchenleitung seit 1933 und der mentalen Prägung der bayerischen Pfarrerschaft nicht zu erwarten war.“ (S. 18)

Die Frage nach einer Erklärung des angesichts des „ambivalenten Kurses“ der Kirchenleitung von Fix als überraschend bezeichneten Engagements der bayerischen Landeskirche zugunsten ihrer rassistisch verfolgten Kirchenmitglieder muss die Forschung weiter beschäftigen. Die Feststellung des „Überraschenden“ alleine kann noch nicht das letzte Wort in der Wahrnehmung der „Kirchlichen Ambivalenzen“ sein. Eine Antwort hierauf berührt auch die Frage nach der Beurteilung der kirchenleitenden Entscheidungen von Landesbischof Hans *Meiser* während der NS-Zeit, wie der Autor selbst bereits im Vorwort anmerkt. Das Buch regt außerdem an zu weiterführender regionalgeschichtlicher Spurensuche. Insbesondere im Pfarrarchiv der Christuskirche München-Neuhausen könnten sich weitere Spuren der Arbeit der Münchner Hilfsstelle finden. Ein Personenregister einschließlich biographischer Angaben sowie ein Ortsregister tragen zur guten Verwendbarkeit der nicht nur regionalgeschichtlich bedeutsamen Dokumentation bei. [1746]

*Auguste Zeiß-Horbach*

TÖLLNER, AXEL: Eine Frage der Rasse? Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, der Arierparagraf und die bayerischen Pfarrfamilien mit jüdischen Vorfahren im „Dritten Reich“ (= KoGe 36). Stuttgart: Kohlhammer, 2007. 467 S., br. – ISBN 978-3-17-019692-6.

In sechs Kapiteln behandelt Vf. die komplexe Thematik Arierparagraf – bayerische Pfarrfamilien – ELKB. „Begriffliche Klärungen“ leiten über zu Beispielen antisemitisch / antijudaistisch votierender bayerischer Theologen und darüber hin-

aus. Der breiten Diskussion um den Arierparagraf widmet sich ein weiteres Kapitel und bereitet so die Darstellung kirchlicher ‚Möglichkeiten‘ des Umgangs mit dem Arierparagrafen auch in der Volksmission vor. Der Fall *Lipffert* ist sozusagen die – umfangreiche! – ‚Einleitung‘ für den Blick auf kirchenleitendes Überlegen und Handeln in der zweiten Hälfte der Dreißiger Jahre. Fünf Einzelfälle werden dann vorgeführt.

Die reichhaltige Darstellung schöpft umfassend aus dem Landeskirchlichen Archiv in Nürnberg (vgl. S. 435–445). Man begegnet unausweichlich der Kirche begleitenden Gefahr unsachgemäßer Verhaltens gegenüber staatlichen Vorgaben, mitunter von der Kirchenleitung eifertiger befolgt als vom Staat verlangt (vgl. das Beispiel Michael *Zwanzger*, S. 425).

Entstehungs- und Betreuungskontext der Arbeit (durch die Professoren Wolfgang *Kraus* und Berndt *Hamm*, 2003 Diss. phil. Koblenz / Philologie und Kulturwissenschaften) und die theologiepolitische Lage zur Zeit ihrer Publikation im Jahr 2007 werden einmal einer, auch dem Vf. für seinen Gegenstand wichtigen mentalitätsgeschichtlichen Durchleuchtung zu unterziehen sein (was heute noch nicht möglich ist). Es war die Zeit intensiver Bemühungen um einen christlich-jüdischen Dialog. In der Folgezeit verdichtete sich die Diskussionslage hin zu öffentlichkeitswirksamen Akten des Streites um Meiser-Gedenken, auch des Ausgrenzens messianischer Juden (nicht nur in Bayern). Bei den Meiser betreffenden Entehrungsakten der Entnennung von Haus und Straßen entstand der Eindruck, dass sie kirchlicherseits aktiv vorangetrieben (Augustana-Hochschule Neuendettelsau / Prof. *Utzschneider*), kirchenamtlich ungedeckt ‚gebilligt‘ (Nürnberg / Regionalbischof *Nitsche*) und kirchenleitend vorschnell hingenommen wurden (München / Landesbischof *Friedrich*). *Töllners* Studien verdanken „persönliche Ermutigung und hilfreiche Tipps“ (S. 13)

einem lange an solchen Entehrungsakten Interessierten. Selbstredend sind seit etwa dem Jahr 2000 unternommene Studien nicht verantwortlich für Vorgänge acht und mehr Jahre später. Diese Vorgänge zeigen aber inzwischen, dass u.a. in Sachen Meiser-Äußerungen von 1926 und 1943 viel umfassender, mindestens mit Vorlage der Texte jeweils *in toto*, anzusetzen gewesen wäre. Die Frage des historischen Verstehens von Tun und Unterlassen bei kompromissloser, tödlicher Diktatur ist an jede zeitgeschichtliche Arbeit zu stellen. Vf. reicht gelegentlich seine Ratlosigkeit über unterbliebene Zustimmung oder nicht zu klärende, weil nicht zu erwartende NS-Kritik an den Leser weiter. Nicht zu übergehende textreiche Anmerkungen hemmen den Lesefluss. Indes, der respektablen Arbeit ist eines zu wünschen: eine sehr kritische Leserschaft.

[1747]

*Dietrich Blaufuß*

HEISSMANN, HORST (Hg.): ... mitten unter euch: 200 Jahre Dekanat Windsbach. Geschichte, Kirchengemeinden & Einrichtungen. Neuendettelsau: Erlanger Verlag für Mission und Ökumene, 2009. 187 S., geb., zahlr. Abb. – ISBN 978-3-87214-801-8.

Der vorliegende Band, redigiert von Hermann Vorländer, ist 22 Jahre nach dem von Günther Zeilinger herausgegebenen Buch: Windsbach, ein Dekanat in Franken (Erlangen 1987), eine Bestandsaufnahme all dessen, was in dem mittelfränkischen Landdekanat im kirchlichen Leben heute verbucht werden kann. Das ist eine sehr unterschiedlich angelegte und gehaltene Berichterstattung aus dem Leben aller Kirchengemeinden, in der Regel geschrieben von den örtlichen Pfarrerinnen und Pfarrern. Auch darin kommt schon die Vielfalt der Gaben zum Ausdruck, dass jeder mit

seinem Stil und seiner Denkweise an diese Aufgabe heran geht. Vom spirituellen Essay bis zur einfachen Schilderung des Gemeindelebens mit seinen Einzelbereichen sind ganz verschiedene Hände und Köpfe da am Werk gewesen. Und natürlich ist auch durch die Verschiedenheit der historischen Traditionen und der sehr verschiedenen Kirchengebäude ein breites Spektrum zu finden.

Das Gebiet des Dekanats Windsbach umfasst Einrichtungen, die für das kirchliche Leben in Bayern eine hohe überörtliche Bedeutung haben. Die in diesem Bereich gewachsenen Institutionen und Werke kommen demzufolge in diesem Dekanatsbuch auch vor. Ob das dem kirchlichen Lebensgefühl vor Ort entspricht und ob nicht die örtlichen Kirchengemeinden neben den Werken der Landeskirche doch ein sehr eigenes Leben führen, wird man fragen können. Die sehr unterschiedlich geprägten Werke unterstehen ja auch nicht der Dienstaufsicht durch den Dekan. Zwischen den Buchdeckeln dieses Bandes ist das alles eng verbunden. „Von den übrigen bayerischen Dekanaten hebt sich Windsbach durch einige Besonderheiten heraus: Nirgendwo sonst gibt es auf so engem Raum so viele bedeutende kirchliche Einrichtungen. Den 15 Gemeindepfarrern stehen 50 Kollegen in Diensten und Einrichtungen gegenüber. Fast 100 Ruheständler und ihre Frauen bzw. Witwen wohnen insbesondere in Neuendettelsau. ... Die Diakonie Neuendettelsau bildet mit über 6000 Mitarbeitenden die größte Arbeitgeberin in der ganzen Region. Das Centrum >Mission EineWelt< pflegt im Auftrag der Landeskirche partnerschaftliche Beziehungen zu 22 Kirchen in Afrika, Asien, Ozeanien und Amerika. Die Augustana-Hochschule gilt als eine der wichtigsten theologischen Ausbildungsstätten in Deutschland. Der Windsbacher Knabenchor reist zu Konzerten in alle Kontinente. Das herrliche Münster in Heilsbronn gehört zu den bedeutendsten Zisterzienserklöstern in Deutsch-

land und diente Jahrhunderte lang als Grabstätte der Hohenzollerndynastie. In der Neuen Abtei ist das Religionspädagogische Zentrum untergebracht, in dem jährlich Tausende von Lehrerinnen und Lehrern aus ganz Bayern an religionspädagogischen Fortbildungen teilnehmen. Die vom CVJM getragene Jugendburg Wernfels ist vielen jungen Menschen insbesondere durch die KonfiCamps bekannt“ (Hermann Vorländer, S. 9). Der Band verfolgt nicht in erster Linie wissenschaftliche Information, sondern ist für die Hand der Bevölkerung und der dort lebenden Gemeindeglieder bestimmt. Wichtige Gebäude und Personen sind auch durch gut ausgewählte Bilder dokumentiert.

Herbert Reber bietet den historischen Einstieg: „Vorher bis 1810 und danach. Kirche und Kirchen im Dekanat Windsbach von den Anfängen bis heute“ (S. 13–29). Er holt weit aus und stellt auch die frühchristliche Entwicklung zwischen Würzburg und Eichstätt allgemeinverständlich vor. In diesen Kontext zeichnet er sodann die „re – forma – tio“ und die dadurch geschaffene und bis heute spürbare Neuordnung ein. Der Abschnitt „Im neuen Bayern“ zeichnet dann die Entstehungsgeschichte des Dekanats Windsbach ab 1810 nach. Windsbach ist eben ein Dekanat, das tatsächlich 1810 neu geschaffen

wurde, während viele andere ab 1810 ja nur fortsetzten, was in der vorbayerischen Zeit schon gewesen war.

In einem ersten Hauptteil werden alle Kirchengemeinden vorgestellt, im zweiten kommen „Übergemeindliche Angebote im Dekanat“ zur Sprache. Im dritten Hauptteil geht es dann schließlich um die „Institutionen und Werke“, die in alphabetischer Reihenfolge dargestellt werden. Es handelt sich um Selbstdarstellungen der Werke in heutiger Sicht. Dass man darin nicht überall mit der Messlatte des Historikers messen darf, und dass man historische Informationen an dieser Stelle oft vermissen wird und gelegentlich korrigieren könnte, sei nur angemerkt. Es sind auch mehrfach nicht die führenden Köpfe der Institutionen, die hier zur Feder greifen, sondern jemand aus dem Mitarbeiterstab, dem diese Aufgabe anvertraut wurde. An vierter Stelle stehen Karten und Übersichten mit verdienstvollen Informationen, die man gerne schnell zur Hand nehmen kann. – Alles in allem ein schön gestalteter und imponierender Informationsträger für die Hand der Allgemeinheit. Schon allein die Bilder sind wertvoll. Um der historischen Aspekte willen, die im Band enthalten sind, stellen wir ihn hier kurz vor.

[1748]

*Rudolf Keller*

### 3.6. Kunst / Archäologie (Nr. 1749–1751)

[Fink]: Kunstverlag Josef Fink/Lindenberg (Sammelrezension) (Wolf) (Nr. 1749) – Genthe: Auf Luthers Spuren (Wolf) (Nr. 1750) – Hövelmann/Nitsche (Hg.): Orte der Reformation – Nürnberg [Journal 1] (Wolf) (Nr. 1751).

[Kunstverlag Josef FINK / Lindenberg] (Sammelrezension)

Spätestens seit Erscheinen der ersten beiden gewichtigen „Synagogen-Gedenkbände“ Bayern in den Jahren 2007 und 2010 [hg. von Wolfgang Kraus/ Berndt Hamm/ Meier Schwarz: Bd. 1: Oberfranken, Oberpfalz ...; s. Rez. Nr. 1619 in: ZBKG 77 (2008), S. 413f; Bd. 2: Mittelfranken; s. Rez. Nr. 1669 in: ZBKG 79 (2010), S. 214–220; Bd. 3: Unterfranken in Planung] hat der 1996 in Lindenberg (Allgäu) gegründete Kunstverlag Josef Fink auch die Leser der ZBKG auf sich aufmerksam gemacht. Hat sich der Verlag zunächst in zaghaften Anfängen auf die Orts- und Heimatgeschichte des Allgäus konzentriert, so greift das Verlagsprogramm der letzten Jahre gleichsam in konzentrischen Kreisen auf die breitgefächerten Aspekte der Kunst- und Kulturgeschichte weit über Oberschwaben hinaus aus: für 2011 sind etwa vorangekündigt: ein Führer durch das Berliner Bode-Museum sowie eine Festschrift zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche). Neben Stadtchroniken und Kunstführern entstanden und entstehen Ausstellungskataloge, Monographien über zeitgenössische Künstler, Untersuchungen zur Religions- und Frömmigkeitsgeschichte, daneben Festschriften und Tagungsbände sowie klein- und großformatige Kirchenführer – inzwischen eine beachtliche Fülle von Publikationen, die in einer Sammelrezension nur exemplarisch angezeigt und summarisch vorgestellt werden können.

Ein Programmschwerpunkt des Verlags kreist nach wie vor um die Kunst- und Kulturgeschichte Oberschwabens und seine vielfältigen Facetten – Volks- und Heimatkunde im besten und weitesten Sinne.

So vergegenwärtigt etwa der Heimatpfleger Johannes *Steinhauser* in einem sehr ansprechenden, mit aussagekräftigen Detailfotos und historischen Skizzen unterlegten Band die Geschichte des Gerberhandwerks in Wangen von den Anfängen im 15. Jh. Bis zum Niedergang Ende des 19. Jh. („Rot- und Weißgerber in Wangen – der Stadt am Wasser“, o.J., 176 S., geb. – ISBN 978-3-89870-272-3). Gut verständlich werden die alten Handwerkstechniken und Zunftordnungen erklärt wie die Häusergeschichte der einzelnen Gewerbetreibenden sorgfältig nachgezeichnet wird. Daneben stellt der „Allgäuer-Sennereiführer – Juwelen der Allgäuer Käseherstellung“ (2003) eine glückliche Verbindung zwischen Natur- und Wanderführer sowie Käsekunde dar (ISBN 978-3-89870-130-1).

Die von der „Hermanus-Gemeinschaft“ in Altshausen hg. Einführung in Leben, Denken und Werk des hochgelehrten „Hermann des Lahmen“ – Graf von Altshausen (2. Aufl. 2007 – ISBN 978-3-89870-277-5) gilt dem körperlich schwerstbehinderten Mönch von Kloster Reichenau, der im 11. Jh. eine Weltchronik verfasst und darin seine eigene Vita eingezeichnet, sich mit Musiktheorie (Notenschrift), den komplizierten Vorgängen der mittelalterlichen Zeitmessung (Komputistik) und dem damit zusammenhängenden Bau von Astrolabien gewidmet hat. Seine Verehrung in Kunst und Frömmigkeit kommt dabei ebenso zur Sprache wie die Jahrzehnte langen Forschungsbemühungen des bekannten Mediävisten Arno *Borst* (1925–2007), der Hermann den Lahmen zu seinem Gesprächspartner und Vorbild für sein Selbstverständnis als Historiker gewählt und

dessen Werk in umfangreichen Bänden ediert hat.

Aus der Reihe „Kulturdenkmale in Baden-Württemberg“ sei lediglich auf zwei Veröffentlichungen aufmerksam gemacht: die Baugeschichte des ehemaligen Klosters der Augustinereremiten und der späteren „Dreifaltigkeitskirche Konstanz“ (Heft 6/2007. – ISBN 978-3-89870-431-1) mit detaillierten Berichten zu den archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen wie zur Restaurierung der von Kaiser Sigismund im 15. Jh. in Auftrag gegebenen „Konzilsfresken“ bis zur gegenwärtigen Funktion des Gotteshauses als „City-Kirche“.

Heft 7 dieser Reihe versteht sich als Zeugnis für die vergangene Mühlentradition („Mühle Langenbrettach“. 2007. – ISBN 978-3-89870432-8). Es beschreibt die seit 1988 durchgeführte gelungene Umsetzung eines denkmalpflegerischen Konzepts an dem zu Beginn des 17. Jh. errichteten Renaissancebaus.

Mit liebevoll ausgewählten Detailfotos und –zeichnungen, kindgerechten Erklärungen sowie museumspädagogischen Aufgabenstellungen und Bastelanleitungen bemüht sich der Verlag, Jugendlichen Kunst- und Kulturgeschichte anschaulich näherzubringen, so z.B. in der von Ina *Schönwald* geschriebenen Veröffentlichung „Kleine Kulturgeschichte(n) für Kinder – Schnaittach (2006.–ISBN 978-3898703628), in dem von Elke *Oswald* verfassten reichbebilderten „Spaziergang für Kinder von der Basilika durch Weingarten – Komm ich zeige dir die Stadt!“ (2009. – ISBN 978-3-89870-613-1) oder bei Karin *Berkemann* „Siehst Du mich? – Die Marburger Elisabethkirche (nicht nur) für Kinder (2008. – ISBN 978-3-89870-434-2).

Originell ist die Präsentation kulturgeschichtlicher Epochen anhand von Sehenswürdigkeiten entlang der 350 km langen „Romantischen Straße“ von Würzburg bis

Füssen mit der weitergehenden Anregung im Anhang, diese „highlights“ unter dem Aspekt von „Themenreisen“ aufzusuchen („Die Romantische Straße im Spiegel der Jahrhunderte“; Kleine Kunst & Kultur Führer. 2000 – ISBN 978-3-933784-59-9).

Unter der kaum mehr zu überblickenden Vielfalt der Veröffentlichungen zum Jakobsweg kann sich der bereits in 4. Aufl. (2008 – ISBN 978-3-933784-16-2) vorliegende spirituelle Reisebegleiter von Wolfgang *Schneller* behaupten („Der Jakobsweg nach Santiago de Compostela“), weil er banale Betrachtungen und effekthaschende Platitüden vermeidet. Eingebettet in Gebete und geistliche Betrachtungen des Erzbischofs von Santiago de Compostela Julián Barrio Barrio (auch Vf. des Geleitwortes) konzentriert sich der Autor – seit 1978 Pilgerführer auf dem Jakobsweg – auf die wichtigsten kultur- und frömmigkeitsgeschichtlichen Informationen, ausgehend von Le Puy in Südfrankreich bis zum Ziel der Pilgerwanderung.

Ungewöhnliche Einblicke in die medizin- und sozialgeschichtliche Vergangenheit Münchens bietet die Veröffentlichung von Wolfgang *Burgmair* und Wolfgang *Locher* anlässlich des 850. Stadtjubiläums („Medizinhistorischer Stadtführer München – Von den Anfängen bis zur Gegenwart“. 2008. – ISBN 978-3-89870-378-9). In fünf Spaziergängen durch die alten Stadtviertel (Hacken-, Anger-, Kreuz- und Graggenuer Viertel) und das im 19. Jh. entstandene Klinikviertel verfolgen die Autoren anhand übersichtlicher Straßenskizzen und alter Fotografien die Spuren zu ehemaligen Institutionen der Sozialfürsorge seit dem 12. Jh. (Spitäler, Seelhäuser, Bäder) und informieren kenntnisreich über Ärzte und Straßennamen im Klinikviertel.

Stellvertretend für die vom Verlag gepflegte und geförderte Präsentation von Kulturlandschaften mag der von Hans-Otto *Mühleisen* hg. Band „Kunst am Kaiser-

stuhl“ (2. Aufl. 2008 – ISBN 978-3-89870-284-3) stehen, der dem Leser kunsthistorische Kleinodien (von der Romanik bis zur Gegenwartskunst) in evangelischen und katholischen Kirchen dieses Landstrichs in Wort und Bild vermittelt.

Mit fast 300 Seiten ist (in einer Reihe entsprechender Publikationen) der von Wolfgang *Manecke* / Johannes *Mayr* und Mark *Vogl* hg. Band „Historische Orgeln in Oberschwaben – Der Landkreis Ravensburg“ (2006. – ISBN 978-3-89870-250-8) ein veritables Nachschlagewerk. Unter den größeren Darstellungen zur Geschichte einzelner Klöster und Abteien verdient besonders die von Hans Ulrich *Rudolf* hg. Darstellung „Die Benediktinerabtei Weingarten – Zwischen Gründung und Gegenwart 1056–2006“ (2006. 120 S. – ISBN 978-3-89870-292-8) Beachtung mit einer ausführlichen Rekapitulierung der Kloster- und Kirchenbaugeschichte sowie der Hl.-Blut-Verehrung. Reich illustriert werden die Schätze der mittelalterlichen Bibliothek dokumentiert, die Viten der einzelnen Äbte dargeboten und die seelsorgerlichen Funktionen der Benediktinerpatres in der Gegenwart aufgezeigt.

Das Kruzifix-Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1995 mit den darauffolgenden Reaktionen in breiten Gesellschaftskreisen, die in den Debatten regelmäßig auftauchenden Verwechslungen von Kreuz und Kruzifix einerseits, andererseits der neomodische Trend, Kreuze als „Schmuckobjekt“ zu tragen, waren wesentliche Impulse für eine breit angelegte Ausstellung im Jahre 2003 im „Diözesanmuseum für christliche Kunst“ (Erzbistum München-Freising), der sich der Verlag in einem stattlichen Katalog angenommen hat: „Kreuz und Kruzifix – Zeichen und Bild“ (2. Aufl. 2005. 375 S. – ISBN 978-3-89870-217-1). Der Aufsatzteil (S. 11–141) bietet eine Fülle von Informationen zu den unterschiedlichsten Kreuz- und Kruzifixformen in der

Geschichte des weltweiten Christentums, der Volksfrömmigkeit und in der Kunstgeschichte bis heute, während im Katalogteil (S. 143–370) die einzelnen Ausstellungsobjekte präzise beschrieben werden.

Die ästhetische Erfahrung von Natur und deren künstlerische Umsetzung veranschaulicht der großzügig gestaltete Band über den 1953 im Allgäu geborenen Landschaftsmaler Kilian *Lipp* (2006/160 S. – ISBN 978-3-89870-305-5).

Dass sich der Verlag auch um Fragestellungen und Probleme der modernen Gesellschaftspolitik kümmert, belegt die ausführliche Nachzeichnung der politischen und wirtschaftlichen Dimensionen und die Charakterisierung der wichtigsten „Drahtzieher“ um die Einführung des Euro: Christoph *Wehnelt*, „10 Jahre Euro – Wie er wurde, was er ist“ (2008. 264 S. – ISBN 978-3-89870-526-4).

Zwei neuere Publikationen verdienen abschließend besondere Erwähnung, weil sie in engerer Beziehung zur Kirchengeschichte der bayerischen Landeskirche stehen:

In deutscher und russischer Sprache erschien 2010 die von Claus-Jürgen *Roepke* im Auftrag der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Ukraine (DEL-KU) hg. Festschrift zur Wiedereinweihung der Kirche „St. Paul Odessa – Kirche, Gemeinde, Glaube, Partner“ (167 S. – ISBN 978-3-89870-634-6). Die erste lutherische Kirche in Odessa wurde im Oktober 1827 als schlichtes Gotteshaus eingeweiht, das allerdings nach einem schweren Erdbeben (1838) baufällig geworden ist. Nach einer umfassenden Umgestaltung durch den deutschen Architekten Hermann *Scheu-rembrandt* wurde der Neubau mit neugotischen und neuromanischen Stilelementen am 1. November 1897 zum geistlichen Zentrum für die rund 10000 deutschen Lutheraner in der ukrainischen Stadt. Infolge des Siegeszugs der Bolschewisten wurde die Kirche 1937 geschlossen und verfiel zu-

sehends. Der Abriss des Gotteshauses konnte zwar durch den Widerstand der Bevölkerung verhindert werden, sie brannte aber im Mai 1976 vollständig aus, wobei der Verdacht auf Brandstiftung nie geklärt werden konnte. Die 1992 neu gegründete „Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche in der Ukraine“ und die bayerische Landeskirche erreichten nach langen Verhandlungen mit der Stadtverwaltung die Übergabe des Grundstücks zur Nutzung. Die Kosten für den Wiederaufbau der Kirche mussten ausschließlich von der bayerischen Landeskirche finanziert werden. Claus-Jürgen *Roepke* schildert in seinem Beitrag zur „Baugeschichte der St. Pauls Kirche“ (S. 12–29) die weiteren Initiativen von 2005 bis zur Wiedereinweihung im Jahre 2010, nachdem bereits 2002 das angrenzende Gemeindezentrum seiner Bestimmung übergeben worden war. Vom gleichen Vf. stammen u.a. Beiträge zu den Christusbildern und zum Geläut des Gotteshauses sowie ein sehr informativer Abriss zur deutschen Kulturgeschichte in Südrussland (S. 50–71).

Wegen seines reichen Informationsgehaltes und der ausgezeichneten Qualität der fotografischen Abbildungen (Gegenüberstellung von alten und neuen Aufnahmen z.B.) sowie der vorbildlichen Veranschaulichung (Baupläne, isometrische Darstellungen, Längs- und Querschnitte) verdient der von der Evang.-Luth. Kirchengemeinde St. Lorenz hg. große Kirchenführer „St. Lorenz in Nürnberg“ (2011. 113 S. – ISBN 978-3-89870-679-7) mit Beiträgen ausgewiesener Spezialisten besonders herausgehoben zu werden.

Nach diesem überblicksartigen Tour d’horizon durch das bisherige Programm und Sortiment darf man gespannt sein, welchen deutschen (und europäischen) Kulturlandschaften sich der Verlag in den kommenden Jahren zuwenden wird! [1749]

*Gerhard Philipp Wolf*

**HÖVELMANN, HARTMUT/ NITSCHKE, STEFAN ARK** (Hg.): Orte der Reformation – Nürnberg (Journal 1). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, 2011. 96 S., br., m. zahlr. farb. Abb. – ISBN 978-3-374-02848-1.

Im Kontext des Reformationsgedenkjahres 2017 hat sich die Evangelische Verlagsanstalt Leipzig entschlossen, mit einer neuen Magazinreihe die historischen Stätten des Protestantismus in Deutschland (von Greifswald bis Augsburg), in der Schweiz (Basel, Bern, Zürich und Genf) und im Elsass (Straßburg) aufzusuchen und einer breiten Leserschaft näherzubringen. Nachdem sich der Rat der Stadt Nürnberg bereits 1525 für die Einführung der reformatorischen Lehre entschieden hatte, lag es nahe, mit der Spurensuche Luthers und seiner Anhänger in der fränkischen Reichsstadt den Auftakt zu dieser neuen Magazinreihe zu setzen („Journal 1“). Die Vorsatzkarte liest sich wie eine Programmübersicht zur geplanten Reihe.

Das vorliegende reichbebilderte Heft ist in drei Kapitel eingeteilt: „Stadtführung“ (S. 12–37) – „Reformationsgeschichte“ (S. 38–71) – „Kirchen der Stadt“ (S. 74–94). Von den einladenden und großzügigen Stimmungsbildern im Vorspann abgesehen (mit einer knappen wie liebevollen Einführung in Dialekt und Volkscharakter der Nürnberger), führt der erste Teil anhand einer übersichtlichen Detailskizze zur Nürnberger Altstadt an die Stätten und Plätze, die in der Reformationszeit Bedeutung erlangten (z.B. Dürerhaus, Hl. Geist Spital, Egidienplatz).

Thomas *Schauerte* stellt Albrecht Dürer als Repräsentanten der Malerei in der Reformationszeit vor (S. 24–27), wobei sich jedoch der Künstler weniger als „bekehrter Katholik oder engagierter Protestant als vielmehr christlicher Humanist“ (S. 27) erweist. Unter der etwas zu plakativen Überschrift „Der Aufdecker“ (S. 28–31) charakterisiert Hartmut *Hövelmann* den Nürn-

berger Reformator Andreas *Osiander* als singulären Verteidiger der Juden im 16. Jh. gegen den Vorwurf der Blutbeschuldigung. Das gilt unbestritten für den christlichen Humanisten, während der Theologe und Prediger Osiander sich sehr wohl der negativen Argumentationsmuster wie seine reformatorischen Kollegen bediente. Horst *Brunner* stellt in einem konzisen Porträt Hans *Sachs* als Poeten der Reformationszeit vor (S. 32–35).

Im zweiten Teil entfaltet Berndt *Hamm* in einem umfangreichen Beitrag (S. 40–54) die Wechselwirkung von Humanismus und Reformation in der Noris, die Anfänge der reformatorischen Bewegung als Lese- und Predigtbewegung bis zur breiten Gemeindeformation und schildert Haltung und Entscheidungen des Nürnberger Rats in den Jahren 1524/25. An den Gründer des ersten Gymnasiums (im Jahre 1526) – Luthers Mitstreiter Philipp *Melanchthon* – und seine damaligen Bildungsziele erinnert Johannes *Friedrich* („Der Schulerfinder“, S. 56–59). Äußerst informativ ist der Beitrag von Dominik *Radlmaier* (S. 60–67) über die Geschichte des Nürnberger Buchdrucks von der Reformationszeit bis zum Barock, während Nadja *Bennewitz* den mutigen Kampf der Äbtissin *Caritas Pirckheimer* gegen die Auflösung ihres Klosters nachzeichnet (S. 68–71).

Im dritten Teil widmet sich Jürgen *Körnlein* der Geschichte der Hauptkirchen in der Noris (S. 76–89), abschließend reflektiert Stefan Ark *Nitsche* (S. 90–93) über die Bedeutung der Kirche in der Gesellschaft der Gegenwart. Besonders hervorzuheben sind die ausgezeichnete Qualität der fotografischen Abbildungen und die weiterführenden Literaturhinweise. Alles in allem: ein gelungener Auftakt zu dieser neuen Magazinreihe, der sich zur Reisevorbereitung bestens eignet (wegen des Großformats weniger als Reisebegleiter). Man darf auf die Fortsetzung der Reihe gespannt sein!

[1750]

Gerhard Philipp Wolf

GENTHE, HANS-ALBERT (Hg.): Auf Luthers Spuren unterwegs – Eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien (= Bensheimer Hefte 110). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010. 115 S., mit 32 farb. Bildseiten, br. – ISBN 978-3-525-87200-0.

Zum Lutherjubiläum 1996 hat Hans Jochen *Genthe* (von 1962 bis 1992 Dozent für NT an der Predigerschule in Erfurt) eine kenntnisreiche und flüssig geschriebene Lutherbiographie im Kontext der deutschen Lutherstätten geschrieben (Bensheimer Hefte 77, Göttingen 1996. ISBN 978-3-525-87168-3). In der vorliegenden Veröffentlichung hat der gleiche Vf. die Stationen von Luthers Romreise (1510/11) noch einmal rekonstruiert und eine Reihe von Verbindungslinien zu Personen und Ereignissen der Reformationszeit gezogen (S. 7–73) – immer auch unter dem Aspekt, welche kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten der Augustinermönch auf seiner Romreise vor Augen haben konnte oder nicht: z.B. in Nürnberg das sog. „Männleinlaufen“ im Turm der Frauenkirche (seit 1509), in Augsburg die Fuggerei. In Bologna darf die Erinnerung an Ecks Disputation von 1515 über das Zinsnehmen nicht fehlen, in Trient an die Proklamation Maximilians (von 1508) zum römischen Kaiser ohne päpstliche Krönung und an das spätere Trienter Konzil. Hans-Albert *Genthe* hat im August 2010 mit vier Pilgerbrüdern vom Erfurter Augustinerkloster aus Luthers Pilgerreise nachvollzogen und die Spurensuche von Hans Jochen *Genthe* mit sehr aussagekräftigen und stimmungsvollen Fotografien illustriert.

Im Anschluss an den Hauptteil dieser Veröffentlichung werden in Kurzbeiträgen einige mit Luthers Romreise thematisch zusammenhängende Aspekte abgehandelt: so konzentriert sich Gerhard *Simon* („Reisen im Zeitalter der Reformation“, S. 74–78) auf die verschiedenen reisenden Personengruppen und deren Reiseumstände zur

damaligen Zeit, Martin *Bräuer* kontrastiert „Wallfahrten im 16. Jh.“ (S. 79–82) mit heutigen Pilgerreisen und vergleicht „Klöster und Orden im 16. Jh.“ mit dem Klosterleben der Gegenwart (S. 87–90), während Paul *Metzger* einen kurzen historischen Abriss über die Entstehung des Ablasshandels und die Bedeutung des Ablass in der katholischen Kirche heute vorlegt (S. 83–86).

Walter *Fleischmann-Bisten* wirft einen kritischen Blick auf Entstehung und Geschichte des Papsttums, das als Institution bis heute das größte Hindernis auf dem Weg der Ökumene darstellt (S. 91–94). Dass die konfessionellen Kontroversen um den „katholische[n] und de[n] evangelischen Luther“ (S. 95–98) ausgereizt sind und mit Blick auf das Lutherjubiläum 2017 sinnvollerweise nur gefragt werden kann, was Luthers Botschaft in der Vielstimmigkeit der Christenheit und im Dialog mit der gesamten Menschheit zu sagen hat, verdeutlicht Hans-Martin *Barth*.

Im Schlussteil macht Lothar *Tautz* (S. 105–106) auf den seit 2008 bestehenden „Lutherweg“ zwischen Wittenberg und Eisleben aufmerksam.

Der vorliegenden Publikation, die weniger als Reisebuch anzusprechen und eher in die biographischen Literatur zu Martin Luther einzureihen ist, hätte man eine sorgfältigere Lektorierung gewünscht! An sachlichen Fehlern fällt auf: Dass der Mönch Martin Luder bereits 1512 seinen Namen mit „Luther“ wiedergegeben haben soll (S. 7), findet keinen Rückhalt in der neueren Lutherforschung (Korrektur im Beitrag von Hans-Martin *Barth*, S. 96!). Der kriegerische Kontrahent von Papst Julius II. war nicht Heinrich XII. von Frankreich (S. 59), sondern Ludwig XII. (so richtig: S. 61). Anerkennenswert ist dagegen das dreigliedrige Sach-, Orts- und Namensregister, das ein rasches Nachschlagen erleichtert.

[1751]

Gerhard Philipp Wolf